in's
iche
ten
nd.

LD 4110
15

A. F. E. Langbein's
prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Zehnter Theil.

Enthält:

Herbstrosen.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1837.

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Fünfzehnter Band.

Enthält:

Herbstrosen.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Herbstrosen.

In einem nun verfallnen Schlosse
Erschien vor Zeiten jede Nacht
Auf einem rabenschwarzen Rosse
Ein Geist in ritterlicher Tracht.

Entgegen in des Hofes Ringe
Trat ihm ein feindliches Gebild.
Da griff er rasch nach seiner Klinge,
Und kämpfend klangen Schwert und Schild.

Oft ließ er in des Schlosses Hallen
Hell tönend einer Zither Klang
Zu seiner lauten Stimme schallen,
Die Lust und Leid der Minne sang. —

Im Schlosse wollte niemand bleiben;
Die Flucht der Diener fing schon an.
Da hieß, den Spukgeist auszutreiben,
Der Burgherr seinem Capellan.

Gerüstet mit des Bannes Waffen,
Begann der Priester seinen Spruch:
„Gespenst, was hast du hier zu schaffen?
Uns schreckt dein nächtlicher Besuch.“ —

„O, lasset euch vor mir nicht grauen!“
Erwiederte der Geist darauf:
„Im Ritterkampf und Dienst der Frauen
Vollbracht' ich meinen Erdenlauf.

Wo ich geliebt einst und gestritten,
Entstieg ich meiner dumpfen Gruft,
Und ward zur Uebung alter Sitten
Gelockt vom Hauch der Lebensluft.

Euch aber sey zum Trost verkündet,
Daß bald mein eisernes Geschick
An's Bett von Staub mich ewig bindet,
Und nimmer kehr' ich dann zurück." —

„Gut!" sprach der Priester: „das mag gelten!
Halt' aber Wort, als Rittersmann!
Sonst bleibt es nicht bei hohlem Schelten;
Ich strafe dich mit strengem Bann." —

So war der Geist jetzt freigesprochen
Und keine Wehthat ihm geschehn.
Doch ließ er sich, nach wenig Wochen,
Hinfort im Schlosse nicht mehr sehn.

Auch ich betrat, nach langen Ruhestunden
Wie jener Geist, des frühern Strebens Bahn.
Herbstrosen nur hab' ich darauf gefunden;
Man nehme sie geneigt und freundlich an!

I.

Der Staatsklügler und seine Nichte.

An einem Neujahrstage hatte der alte Hofrath Klausner seine alte Pein, die Fußgicht. Verdrießlich saß er in einem großen Lehnstuhle, wie im Gefängniß, und sehnte sich nach den Zeitungen, die noch sein einziges Labsal waren. Er hatte seine Stelle, als Rechnungsführer bei einer Landeskasse, niedergelegt und sich zur Ruhe gesetzt; aber die Kaiser und Könige hatten nicht Ruhe vor ihm: er fand immer an ihrem Thun und Lassen etwas zu tadeln. Hier, wo er Krieg haben wollte, herrschte Friede; dort, wo er es weder erwartete noch genehmigte, rückten Heerschaaren ins Feld. Er konnte nicht aufhören, sich zu ärgern.

Es war eben jetzt ein bedenklicher Zeitpunkt, da es

sich entscheiden mußte, ob eine gewisse Macht nach seinem Sinne handeln würde oder nicht. Darum sah er mit höchster Ungeduld den Zeitungen entgegen, und verwünschte das neue Jahr, weil es auf einen Zeitungstag gefallen war: denn diesem Umstande maß er die Schuld bei, daß die geliebten Blätter später als gewöhnlich ausgegeben wurden.

„Ach, lieber Onkel,“ sagte seine junge, schöne Nichte mit einem bittenden Tone, „schelten Sie doch das heutige Fest nicht! Die Menschen sind da besonders freundlich und herzlich gegen einander. Das gefällt mir, obgleich in unsere Einsiedelei kein erfreulicher Wunsch dringt.“

„Verlierst nichts!“ versetzte der Hofrath. „Alles Heuchelei, nichts als Heuchelei! Die kleinste Staatsneuigkeit ist mir lieber als solcher Schnack.“

„Ich denke anders,“ sprach Wilhelmine.

„Denke, wie du willst, aber schweig! Man hört bei deinem Geplapper nicht, wenn der Zeitungsbote klingelt.“

Er rückte die Mütze von den Ohren, und beugte horchend den Kopf vor. Endlich tönte die Klingel. „Gott sey Dank!“ rief er, und ruderte mit den kranken Beinen, um sich vom Stuhle zu heben und die Thür zu öffnen. Indessen brachte ihm Minchen

schon die Zeitungen. Er entfaltete sie hastig, und suchte mit der Brille den Ort, wo wichtige Neuigkeiten herkommen sollten; doch fand er nichts. Das Blatt war überhaupt dießmal sehr mager. „Es ist eine Schande!" sprach er unwillig. „Man gibt das Jahr lang schweres Geld für Zeitungen aus, und was hat man dafür? Ein paar knappe halbe Seiten politische Nachrichten. Den übrigen Raum füllen unbedeutende Nebendinge, die zwei oder drei Menschen wichtig sind und zehntausend bezahlen müssen. Hier weinen und jammern lachende Erben; dort melden ihre vergnügt vollzogene Verbindung ein Paar junge Eheleute, die vielleicht über's Jahr ihre noch vergnügter vollzogene Scheidung bekannt machen werden. Was gehn mich solche Hausgeschichten an? Und was frag' ich vollends darnach, ob Peter Messerts Frau einen Jungen oder ein Mädchen geboren hat? — Heute macht man's noch schlimmer! Da hat man sogar ein Liebesgedicht abdrucken lassen, worin sich der Versler einen Ausfall auf die Staatskunst erlaubt. Die Zeitung läßt sich also auf ihrem eigenen Grund und Boden einen Hieb versetzen. Welch ein Unsinn!" —

Er warf das Blatt auf den Tisch, und drückte die Augen zu, um das Aergerniß zu verschlafen.

Minchen machte sich sonst wenig aus den Zeitungen, jetzt aber griff sie, wegen des gescholtenen Minneliedes, schnell darnach, und fand folgende Zeilen:

Der schönsten Blume.

Umstarrt von Eis, umheult vom rauhsten Winde,
Durchschwärmt mein Geist des Sommers Paradies,
Der mich im Garten, unter einer Linde,
Die Königin der Rosen finden ließ.

Aussprechen wollt' ich ihr mein Hochentzücken;
Allein ihr Hüter war ein strenger Mann;
Er legte mir sogleich mit finstern Blicken
Gebieterisch des Schweigens Fessel an.

Von Staatskunst sollt' ich sprechen und von Schlachten,
Und wußte von den Dingen nicht ein Wort.
Da schien er mich voll Ingrimm zu verachten,
Und ging und riß die Rose mit sich fort.

Doch, ihm zum Trotze, tret' ich jetzt zur Wiege
Des jungen Jahr's, das uns entgegen lacht,
Und bitte, daß es meinem Wunsche füge,
Recht oft zu schau'n der schönsten Rose Pracht.

O, möchte sie mir ganz zum Eigenthume
Der Gott der Liebe gnädiglich verleihn!
Dann würde durch den Zauber dieser Blume
Ein ew'ger Wonnemond mein Leben seyn.

Eduard.

Minchen ward bei Lesung dieser Verse von einer süßen Ahnung ergriffen, daß sie selbst die besungene Blume sey. Ihr Oheim machte nämlich im Sommer vorher — was nicht alle Jahre geschah — einen Spaziergang mit ihr, und hatte den bei ihm ganz ungewöhnlichen Einfall, in einem öffentlichen Garten Kaffee zu trinken. Er vermied zwar den Sammelplatz der feinen Welt, und wählte sich einen sehr entfernten, von einer großen Linde überschatteten Tisch; aber Minchens Schönheit bevölkerte bald die einsame Gegend. Alle junge Männer, die sich im Garten befanden, gingen nach und nach vorüber, und die meisten grüßten, wobei sich der Hofrath immer flämisch umsah und brummend an den Hut griff, ohne ihn von der Stelle zu rücken. Einer dieser Herren, der sich durch seine angenehme Gestalt vor allen andern auszeichnete, bat sogar um Erlaubniß, sich mit seinem Kaffee, den ihm eben ein Aufwärter brachte, am Tische des Einsiedlers niederlassen zu dürfen. Der Hofrath gewährte sie mit unfreundlichem Kopfnicken, sah sich aber vorher nach mehrern umher stehenden leeren Tischen um, wodurch er zu verstehen geben wollte, daß der junge Mensch wohl anderswo Platz nehmen könnte. Dieser Wink blieb jedoch unbeachtet, und der zudringliche Ge-

sellschafter begann ernst und ehrbar das gewöhnliche Einleitungsgespräch vom Wetter. Er wandte sich aber bald mit süßer Artigkeit zu Minchen, und sprach von Schauspielen und andern Lustbarkeiten. „Von dem Allen weiß das Mädchen nichts!“ fiel der Hofrath hastig ein. „Wollen Sie sprechen, mein Herr, so sprechen Sie mit mir! Was gibt's Neues?“ — Der Befragte wußte nichts, und gestand offenherzig: er lese wenig oder gar keine Zeitungen. „So passen wir nicht zusammen!“ sagte der Hofrath. Damit stand er plötzlich auf, zog das Mädchen mit sich fort, und eilte zum Garten hinaus.

Indem sich Minchen aller dieser Umstände erinnerte, kam ihre Freundin Franziska, um ihr einen Neujahrswunsch zu bringen. Der alte Murrkopf schlief noch; die Mädchen konnten ungestört in einem Winkel plaudern. Minchen zeigte der Freundin die Verse, die ihr im Kopfe herum gingen, erzählte die Gartengeschichte, und äußerte mit Erröthen ihre Vermuthung, daß jenes Gedichtchen damit zusammen hänge.

„Darauf wett' ich selbst!“ sagte Franziska. „Wie sah denn der junge Mann ungefähr aus?“

„Er war lang und schlank, hatte sehr blonde Haare, große blaue Augen —“

„Genug, genug!“ rief Franziska. „Das ist Doctor Wallberg, wie er leibt und lebt, und daß er in die Dichtkunst pfuscht, weiß ich auch; also ist das Räthsel schon so gut als gelös't. Aber ich hoffe, die Sache noch heute vollends auf's Reine zu bringen. Ich bin auf den Abend mit dem Doctor in Gesellschaft, und da soll er mir beichten müssen.“

„O, laß das seyn!“ bat Minchen. „Wenigstens verrathe mich nicht, daß ich mit dir über die Verse gesprochen habe.

„Sey unbesorgt!“ sagte Franziska, und trippelte auf den Zehen fort, um den alten Herrn, dem sie einen muthwilligen Kuß zuwarf, nicht zu wecken.

Am Abend flatterte Wallberg in einer großen Theegesellschaft von einer Schönen zur andern. Da faßte Franziska, die ihn schon seit langer Zeit kannte, den Schmetterling, huschte mit ihm abseits an ein Fenster und fragte: „Wie heißen Sie? mein Herr!“

„Das wissen Sie ja!“ sagte Wallberg.

„Nur halb weiß ich's;“ erwiederte sie. „Ich bitte mir Ihre Taufnamen aus.“

„Die sind Wilhelm Eduard.“

„Das dacht' ich! den letztern hat mir schon heute früh mein kleiner Finger gesagt; und nun gestehn Si-

nur gleich auf der Stelle, daß Sie der Eduard sind, der in der heutigen Zeitung den Liebesgott in Versen ersuchte, ihm eine gewisse Blume zu schenken."

Wallberg ward roth und stellte sich fremd.

„Läugnen Sie nicht!" sagte sie. „Ich sah's mit eigenen Augen, wie Sie sich in Antons Kaffeegarten zu der blühenden Rose hinsetzten, mit ihr zärteln und kosen wollten, aber von dem grämlichen Hüter schnell zur Ruhe gewiesen wurden. Ich hörte mit meinen Ohren, wie er Sie nach Neuigkeiten fragte, Sie aber nichts wußten, und frank und frei gestanden, daß Sie keine Zeitungen lesen. — Ei, da traten Sie bei ihm gewaltig ins Näpfchen!"

Wallberg erröthete immer mehr, bekannte zuletzt alles, und bat dringend um den Namen der schönen Blume.

Franziska nannte sie ihm und den Oheim, und setzte hinzu: „Bei Diesem haben Sie sich, wie gesagt, sehr übel empfohlen: denn er ist unstreitig der eifrigste Zeitungsleser im Lande. Die Politik hat ihn ganz versteinert, und er würde den Liebesgott schön empfangen, wenn er in seinem Hause wirthschaften wollte.

Da hat niemand Zutritt als der Zeitungsschreiber, Magister Gregorius, ein alter, lederner Candidat der Theologie, der Abends dem Hofrath alle fremde Zeitungen, aus welchen er die seinige zusammenstoppelt, Stück für Stück vorlies't, aber Minchen nie freundlich ansieht, und kein Wort mit ihr spricht."

„O, wär' ich doch an des Oelgötzen Stelle!" sagte Wallberg. „Sollt' es mir denn durchaus unmöglich seyn, irgend einmal die schöne Wilhelmine zu sprechen?"

„Unmöglich, ganz unmöglich!" antwortete Franziska. „Das arme Kind darf nicht ausgehen, und Sie, Herr Doctor, können nicht anders auf einen guten Empfang im Hause rechnen, als wenn Sie einen Zauberer auftreiben, der Sie in ein Zeitungsblatt verwandelt."

Wallberg stand ein Weilchen in Gedanken, und sagte dann freudig: „Wir wollen sehen, was sich thun läßt. Melden Sie mich vorläufig bei Ihrer Freundin an. Ich denke, meinen Wunsch sehr bald, ohne Zauberei, zu erreichen."

Ungläubig darüber lachend, ging Franziska zur Gesellschaft zurück.

Am folgenden Tage berichtete sie Minchen den gelungenen Erfolg ihrer Untersuchung, und that ihr kund, daß Wallberg sie nächstens mit einem Besuch überra-

schen wolle. Minchen erschrak, beruhigte sich aber sogleich wieder, weil sie diese Drohung für einen bloßen Scherz hielt.

In der Frühe des nächsten Morgens klingelte jemand. Sie ging hinaus, um die Thür zu öffnen: denn das war stets ihr Amt, da die taube Köchin, die jetzt auch abwesend war, diesen Dienst nicht versehen konnte. Ruhig und gelassen schob Minchen den Riegel zurück; doch erschrocken fuhr sie zusammen, als sie statt der Milchfrau, die sie eben erwartete, einen Milchbart vor sich erblickte. Es war der junge Gartengesellschafter, in einem alten, grobtuchenen Ueberrocke, und überhaupt in der vollständigen Tracht eines Hausknechts. Sie sprang zurück; ein Schrei schwebte ihr auf den Lippen. Wallberg legte, um sie zu beschwichtigen, den Finger auf den Mund, sah sich nach allen Seiten schüchtern um, und sagte sehr laut, und mit der, seiner Kleidung angemessenen, gemeinen Sprechart: „Herr Magister Gregorius läßt sich dem Herrn Hofrath schönstens empfehlen, und schickt ihm da ein Zeitungsblatt, das auf hohen Befehl umgedruckt werden muß, weil verschiedene darin enthaltene große Neuigkeiten hier noch nicht bekannt werden sollen. Der Herr Hofrath möge daher, sagte der Herr Magister, das Blatt recht genau durch-

lesen, und es ihm durch mich wieder zuschicken, weil es verbrannt werden müsse."

Minchen stand verlegen; sie wußte nicht, ob das Spaß oder Ernst sey. Aber ihr Oheim, der die angenehme, mit derber Hausknechtsstimme angebrachte Botschaft in der Stube gehört hatte, schrie mit der heftigsten Ungeduld: „Gib her, gib her!"

Sie brachte ihm das Blatt. Er griff hastig mit beiden Händen darnach, und sagte: „Potz tausend, was mag da drin stehn! Gib dem Kerl einen Schnapps, und laß mich allein, daß ich ungestört lesen kann."

Um ihn nicht stutzig zu machen, nahm sie die Branntweinflasche aus dem Schranke, und ging damit hinaus, setzte sie aber sogleich hinter der Thüre wieder aus der Hand, weil doch der Mann, dem die geistige Gabe zufließen sollte, keiner weitern Befeuerung bedurfte. Er stand noch, wie ein bescheidener Bote, an der Thüre des Vorsaals. Minchen machte sich in möglichster Entfernung ein Geschäft, und schenkte ihm keinen Blick. Er mußte sich also, wenn er sein Abenteuer nicht wie ein blöder Dümmling endigen wollte, mit leisen Schritten vorwärts bewegen. Sie sah mit Bangigkeit, daß ein Gespräch unvermeidlich war, und das wollte sie doch nicht in der Nähe der Stubenthür, wo es dem

Oheim vernehmlich werden konnte, ausbrechen lassen. Eilig ging sie daher dem Leisetreter entgegen, und winkte ihm mit der Hand, auf seiner Botenstelle zu bleiben.

Er zog sich wieder zurück, und flüsterte: „Verzeihen Sie, Theuerste, daß ich mich in dieser Verkleidung hier einschlich. Ich bin Eduard — ich verehre Sie innigst — ich empfinde" —

„Sie haben mich sehr erschreckt!" fiel sie ihm sträflich in's Wort. „Ich hätte wirklich Ursache, Sie zu schelten."

„Doch Sie vergeben mir!" sagte Eduard. „Das seh' ich Ihnen schon an den lieben, holden Augen an. Ein Engel, wie Sie, kann nicht ernstlich zürnen."

„Wagen Sie nicht zu viel auf diesen Glauben!" entgegnete sie, und konnte sich dabei eines anmuthigen Lächelns nicht enthalten.

Nun hatte Wallberg gewonnen. Ein freundliches Wort gab das andere, und es kam endlich zu einer förmlichen Liebeserklärung, die nicht abhold aufgenommen ward.

Indessen hatte der Hofrath die Zeitung gelesen. Er rief Minchen, gab das Blatt zurück, und der Bote ging fröhlich von dannen.

„Meine Erwartung hat mich sehr getäuscht;" sagte der Oheim, als das Mädchen wieder in's Zimmer trat. „Ich hatte mich auf unerhörte Dinge gefaßt gemacht, und fand nichts als gewöhnliche Lapperei und Plapperei. Mich dauert beinahe das Glas Branntwein, das wir dem Boten gereicht haben."

„O, er hat's nicht bekommen!" antwortete sie. „Er schien mir schon etwas berauscht; darum gab ich's ihm nicht."

„Das hast du recht gemacht!" sprach der Alte.

Bald darauf brachte der gewöhnliche Bote die Zeitung. Der Staatsklügler fiel neugierig darüber her, um die Abweichungen dieses Blattes von dem, das er schon gelesen hatte, zu finden: aber da stand, wie die Buchdrucker sagen, Männchen auf Männchen gedruckt; es fehlte kein Wort, keine Sylbe. Er konnte das nicht begreifen, und murrte: „Was hat denn der Affe, der Gregorius, gewollt? Er muß geträumt haben, oder es rappelt ihm in dem Kopfe."

Abends kam der Magister, wie gewöhnlich, und erstarrte ganz, als ihn, indem er über die Schwelle trat, der Hofrath zur Rede setzte, warum er ihn durch das Mährlein vom Umdruck der Zeitung zum Besten gehabt hatte. Der bestürzte Mann schwor Stein und

Bein, daß er von dem allen nichts wisse. „So muß der Satan im Spiele seyn!“ rief der Hofrath, und Beide zerbrachen sich den ganzen Abend über die Sache den Kopf. Doch sie, die das Räthsel mit Einem Worte hätte lösen können, saß still wie ein Mäuschen.

Ungefähr acht Tage nachher enthielt die Beilage der Zeitung, unter einem Gemengsel von hundert andern verkäuflichen Dingen, folgende Anzeige:

„Fünfzig vollständige Jahrgänge der hiesigen Zei„tung von 1760 bis 1810 sind um einen äußerst „billigen Preis zu verkaufen. Nähere Nachricht „in der Hühnergasse Nro. 90.“

„Sapperment!“ schrie der Hofrath auf. „Das ist ein wahrer Schatz, den muß ich heben! O, hätt' ich Flügel, um gleich in die Hühnergasse zu fliegen! — Man hat eine Meile Weges dahin, die taube Kathrine ist zu keinem Geschäfte zu brauchen, und ich kann leider nicht fort: was soll ich anfangen? — Minchen, liebes Minchen, hilf mir aus der Noth! Kleide dich schnell an, und lauf, was du kannst, in die Hühnergasse Nro. 90. Da sind fünfzig — denk' einmal fünfzig! — Jahrgänge der hiesigen Zeitung zu verkaufen.

Schließ den Handel geschwind, eh' ein Anderer den Schatz hebt. Hier sind zehn Louisd'or. Verlangt man mehr, so gib sie auf Abschlag und versprich, den Rest noch heute zu bezahlen."

Minchen war im Stillen vergnügt, daß sie einmal ihrer häuslichen Gefangenschaft entlassen werden sollte. Sie wollte recht eilen, und auf dem Rückwege ein Viertelstündchen unterschlagen, um ihre Freundin Franziska zu besuchen. Doch während des Ankleidens seufzte sie: „Zehn Louisd'or für altes Löschpapier! — Ach, wenn er mir nur die Hälfte des Goldes zu einem seidenen Mantel geben sollte, er würde schelten und toben, daß es nicht auszuhalten wäre."

Als sie fertig war und auf dem Sprunge stand, that sie noch die Frage: wie sie den ungeheuern Berg von Papier aus der Hühnergasse fortbringen sollte.

„Nimm einen Wagen, er koste was er wolle! Nur lauf jetzt, lauf! Ich gräme mich todt, wenn du den Handel versäumtest."

Sie eilte fort.

Einige hundert Schritte von ihrem Hause kamen ihr, als sie sich um die nächste Straßenecke wandte, Franziska und Wallberg entgegen.

„Steh, Wanderer!" rief Jene. „Wohin so früh?"

„Um Gottes Willen halte mich nicht auf!“ sagte Minchen. „Ich hab' ein sehr dringendes Geschäft in der Hühnergasse.“

„Das kennen wir!“ sprach die Freundin. „Wir lauern schon eine halbe Stunde auf dieser Stelle, um dir den Weg zu verrennen und zu ersparen. Es gibt in der Hühnergasse kein Haus mit der Zahl 90, und in allen den dreißig Hütten, die dort stehen, sind keine Zeitungen zu haben. Wallberg ließ die Anzeige davon drucken, um dich auf ein paar Stunden aus deinem Gefängniß zu befreien, damit du mit uns bei meiner Mutter Chokolade trinken kannst.“

„O, was für Streiche machen Sie!“ sagte Minchen zu Wallberg. „Es ist doch nicht löblich, einen guten, alten Mann so zu täuschen.“

Er vertheidigte sich so geschickt, daß sie ihm nicht zürnen konnte. Sie ließ sich endlich auch überreden, mit zum Frühstück zu gehen; doch kaum hatte sie von der Chokolade genippt, so ward ihr Angst und bange, und sie wollte fort in die Hühnergasse, um des Oheims Befehl genau zu befolgen, und ihm wenigstens aus eigener Ueberzeugung berichten zu können, daß sich kein Haus mit der angegebenen Zahl dort befinde. Wallberg betheuerte: er habe das selbst untersucht, und sie

könnte getrost behaupten, dort gewesen zu seyn. „So muß ich doch eine Unwahrheit sagen;“ entgegnete sie. „Das beunruhiget mich.“ — Und wieder stand sie auf, um den überflüssigen Gang zu thun; aber, mit vereinten Bitten sie fesselnd, ließ man sie nicht fort, bis die Zeit vorüber war, die sie zu der Handelsreise hin und zurück nöthig gehabt hätte.

„Nun, wo sind die Zeitungen?“ rief der Oheim, als sie mit Herzklopfen vor ihm erschien.

Sie antwortete furchtsam: die angegebene Hauszahl sey in der Hühnergasse nicht vorhanden.

„So muß der Donner drein schlagen!“ schrie er auf. „Da ist entweder ein Schreib- oder Druckfehler vorgefallen. Welche verfluchte Nachlässigkeit bei einer so wichtigen Sache! Aber der Name der Gasse ist gewiß richtig; drum hättest du, einfältiges Mädchen, von Haus zu Haus gehen, und in allen Stuben und Kammern nach den Zeitungen fragen sollen.“

Sie ließ sich schelten und verantwortete sich nicht.

Er saß einige Minuten still in Gedanken. Plötzlich fuhr er wieder auf: „Ich will mich selbst auf den Weg machen. Schaff mir einen Wagen und einen Lohnbedienten. Geschwind, geschwind!“

Welche Verlegenheit! Sollte sie den alten, gichtbrü-

chigen Mann eine vergebliche Fahrt thun lassen, oder ihm die Wahrheit bekennen? — „Gesteh!" sagte das gute Herz; aber die Liebe sprach: „Schweig! sonst ist Eduard für dich verloren." — Und die Liebe fand Gehör.

Diese Nachgiebigkeit beschönigte Minchen vor sich selbst damit, daß der Arzt dem Oheim schon mehrmals gerathen hatte, sich in einem bequemen, verschlossenen Wagen eine Bewegung zu machen. Das gute Herz und die Liebe standen folglich gar nicht mehr im Widerspruch. Dadurch beruhiget, schaffte Minchen sogleich eine stattliche Miethkutsche und einen Lohnbedienten herbei. Dieser und die taube Köchin trugen den alten Herrn, dem das Zipperlein noch scharf zusetzte, die Treppe hinunter, und die Reise ging fort.

„Hier ist die Hühnergasse!" sagte der Kutscher, indem er anhielt, und der Bediente von seinem Brete sprang.

Der Hofrath steckte den Kopf aus dem Wagen, und übersah augenblicklich, daß der Katzenwinkel, bei dem er angelangt war, nicht neunzig Häuser enthielt. Er befahl dem Kutscher, ihn nach Nro. 1. zu fahren.

Dort sprach er zum Lohnbedienten: „Geh' Er in diesem Hause vom Keller bis zum Boden hinauf, und

frag' Er von Thür zu Thür, ob hier Zeitungen zu verkaufen sind."

Der Bediente ging, und kam, mit einem halb zerrissenen Blatte in der Hand, zurück. „Mehr haben sie hier nicht," sprach er, „und das wollen sie Ihnen schenken."

„Stockfisch!" rief der Hofrath, „ich suche fünfzig Jahrgänge, die wenigstens — drei Blatt auf die Woche gerechnet — siebentausend, achthundert Stück ausmachen, und er bringt mir da den einzigen Wisch! — Doch geb' Er her, und nun weiter fort zu Nro. 2!"

Der Wagen rückte mit dahin vor, und der Insaß desselben las, während der Diener drin auf der Zeitungsjagd war, das unvollständige Blatt mit großer Begierde, ungeachtet es schon verschiedenen Eßwaaren zum Mantel gedient hatte.

Der Diener kam dießmal ohne Beute zurück, und durchstöberte dann noch eben so fruchtlos fünfzehn bis zwanzig andere Häuser, bei welchen allen der Hofrath selbst vorfuhr. Jener weigerte sich endlich, die Haussuchung fortzusetzen. „Das Gesindel hier," sprach er, „sieht mich an, wie die Kuh das neue Thor, und lacht mich aus. Viele wissen gar nicht, was Zeitungen sind."

„Gott verzeih's ihnen!“ fiel der Hofrath ein.

„Und alle versichern: es sey schon vor ein paar Stunden ein ältlicher Mann, wie toll, hier herum gelaufen, und habe nach alten Zeitungen gefragt.“

„Das glaub' ich sehr gern;“ versetzte der Hofrath. „Mich wundert, daß nicht schon Tausende gekommen sind, und diese Frage gethan haben.“

Nach längerm Wortwechsel machte das nothgedrungene Versprechen, den Lohn zu verdoppeln, dem verdrießlichen Diener neuen Willen und Muth, sich auch in den noch nicht durchforschten Hütten dem groben Gespött der darin hausenden Philister und Bettler auszusetzen. Der Hofrath, der immer im Wagen hinterher schneckte, blieb indessen auch nicht mit Unbilden verschont, weil seine breite, für ganze Familien gebaute Kutsche das enge Gäßlein verstopfte. Einige Bauern, die mit ihren Karren hindurch wollten und umkehren mußten, prügelten sich mit dem Kutscher, und drohten mit geballten Fäusten dem Herrn; alle Fußgänger, die zwischen den Rädern und Häusern mühsam durchkrochen, warfen Schimpfworte, mitunter sogar Schneebälle, in den Wagen; am tollsten aber betrug sich ein grober Pfahlbürger, der eben, als der Hofrath dicht vor seiner Thüre hielt, ins Haus gegen über ein junges

Schwein bringen wollte: er riß den Schlag auf, hob das schmutzige, schreiende Thier in den Wagen, stieg selbst hinein, und trieb es auf der andern Seite wieder hinaus. Da füllten sich alle Fenster mit Zuschauern, die unmäßig jubelten und in die Hände klatschten. Andere stürzten aus ihren Höhlen hervor, und schauten mit langen Hälsen in den Wagen, um den Mann zu sehen und auszulachen, dem ihr Nachbar und Gevatter den lustigen Possen gespielt hatte.

Das alles litt der standhafte Märtyrer mit unverwüstlicher Geduld. Er hatte gegen die unsaubern Spottvögel, die ihm wie ein blindes, mitleidswerthes Heidenvölkchen vorkamen, so wenig Groll, daß er sich am Ende, als der Lohnbediente das letzte Haus vergebens durchfragt hatte, aus dem Wagen heraus beugte, und mit rührender Stimme sprach: „Ist vielleicht, ihr guten Leute, noch jemand unter euch, der die schätzbare, öffentlich feil gebotene Sammlung alter Zeitungen im Besitz hat, der trete freundlich hervor, schließe mit mir einen billigen Handel, und sey baarer und augenblicklicher Zahlung gewärtig.“

„Nee, alte Herrschaft!“ rief ein Lustigmacher. „Wir

können mit solcher Waare nicht dienen. Fragen Sie nach fünfzig Jahren wieder nach!"

„Fahr zu, Kutscher!" schrie der Lohnbediente, um sich und seinen einfältigen Herrn aus dem Spottgetümmel zu retten.

Mürrisch und stumm kam der Hofrath nach Hause. Minchen war zu ehrlich, ihn zu fragen, ob er etwas ausgerichtet habe. Die Donnerwolken seines Gesichts benahmen ihr auch allen Muth, ein anderes Gespräch zu beginnen. So herrschte eine ängstliche Stille, die eine Stunde lang fortdauerte und der armen Nichte so drückend war, daß sie den sonst verhaßten Magister dießmal recht gern herein treten sah.

Er warf sich sogleich auf den nächsten Stuhl und ächzte laut. Aber der Hofrath fragte nicht theilnehmend, was ihm fehle, sondern fuhr ihm auf den Hals: „Was für Lügen laßt Ihr drucken! Fünfzig Jahrgänge der Zeitung sollen in der Hühnergasse Nro. 90. zu verkaufen seyn, und das ganze Bettlernest hat nur dreißig Hütten. Da läuft und fährt man dahin, und kommt mit leeren Händen zurück."

„Dafür kann ich nichts;" versetzte Gregorius. „Ich bin nicht Marktmeister des gedruckten Trödelmarkts. Das ist der Verleger; und auch ihm können Sie keins

Schuld beimessen: denn er ist nicht allwissend. Hab' ich doch selbst die verdammten Zeitungen wie eine Stecknadel gesucht, und bin noch davon müde, wie ein Hund."

„So?" — sagte der Hofrath: „Sie wollten mir also die prächtige Sammlung wegkaufen?"

„Um sie Ihnen an Ihrem nächsten Geburtstage zu schenken;" antwortete Gregorius.

„Das sagt sich nun wohl;" erwiederte Jener. „Wären Sie aber in Besitz des Schatzes gekommen, Sie hätten still und neidisch geschwelgt." —

„Geschwelgt?" fiel Gregorius lachend ein. „Wer sonst als Sie, könnte in alten Zeitungen schwelgen! Doch möcht' ich diese fast noch lieber lesen als die neuen, die seit einem halben Menschenalter nichts als große Kriegs-Mordgeschichten enthalten."

„Sie reden seltsam, Herr Magister! Die Schlachtenberichte vergnügen mich sehr."

„Und ich, Herr Hofrath, bitte Gott, daß er mich davon erlöse. Ich sehe kein Zeitungsblatt mehr an, sobald ich ein Pfarramt bekomme."

„Damit ist's wohl vorbei, mein werther Herr Magister!"

„Meynen Sie? — Ich gebe meine Hoffnung nicht auf. Gott — soll einmal ein Prediger auf der Kan-

zel gesagt haben — Gott ist nicht ein Herr von Eilenburg, sondern ein Herr von Wartenberg; darum müssen wir in unserm Gebet von Anhalt seyn." —

„Mein Freund," entgegnete der Hofrath mit Hohnlächeln, „ich denke, der Herr von Wartenberg wird Sie so lange warten lassen, bis Sie der Herr von Eilenburg, der Tod, übereilt."

Diese lieblose Rede verdroß den Magister so sehr, daß er die mitgebrachten Zeitungen hastig aus der Tasche zog, auf den Tisch warf, und schnell davon ging.

Er schmollte vierzehn Tage und entzog dem Hofrath seinen Besuch; doch schickte er von Zeit zu Zeit einen Pack Zeitungen. Diese mußte Minchen dem alten Sauertopf vorlesen, und sie that es mit Zittern, weil er bei jedem falsch ausgesprochenen Orts- oder Eigennamen heftig schalt, und mit geballter Hand auf den Tisch schlug.

Als sie zwei solche Angstwochen überstanden hatte, ließ sich der Magister mit einem Freunde, dessen Name nicht genannt wurde, feierlich anmelden, und eine Stunde darauf erschien er — man denke sich Minchens Erstaunen! — mit dem Doctor Wallberg.

Der Hofrath machte über den Besuch des ihm unbekannten jungen Mannes große Augen, und sie wurden noch größer, als der Magister begann: „Ich habe

die Ehre, Ihnen hier in der Person des Herrn Wallberg, Doctors der Philosophie, den künftigen Redacteur der Zeitungen vorzustellen. — Sie prophezeiten mir neulich, der Herr von Wartenberg im Himmel würde mich bis an mein seliges Ende auf eine Pfarre warten lassen: allein unvermuthet und wunderbarer Weise hat mich ein auf Erden lebender Herr von Wartenberg, Erb-, Lehn- und Gerichts-Herr auf Rahnitz, zum Pfarrer dieses Kirchdorfs berufen, und ich habe diesen Ruf mit Dank angenommen. Mein hoher Gönner machte mir dabei die Bedingung, seinem Universitätsfreunde, dem Herrn Doctor Wallberg, meine bisherige Stelle beim Zeitungswesen zu verschaffen, und das ist mir auf's erste Wort bei dem Verleger gelungen. Da nun der Herr Doctor von heute an Herr und Meister über alle fremde Zeitungen ist, so hab' ich ihn aus Freundschaft gegen Sie ersucht, Ihnen meinen Platz, als Mittheiler und Vorleser, zu ersetzen."

„Es wird mir Ehr' und Vergnügen seyn;" sagte Wallberg, und verbeugte sich gegen den Hofrath. „Ich weiß die Muße meiner Abendstunden nicht besser anzuwenden."

Der Hofrath lächelte mit Einem Auge, und mit dem andern sah er finster; denn er wollte den Genuß der

Zeitungen nicht gern entbehren, und eben so ungern, Minchens halber, dem beinahe noch unbärtigen Lehrer der Weltweisheit bei sich Zutritt gestatten. Verlegen rieb er und wand die Hände, griff endlich an seine Sammtmütze, lüftete sie ein wenig, und stammelte: „Sie sind sehr gütig — in der That sehr gütig — ich besorge nur" —

„Machen Sie keine Umstände!" sagte Gregorius. „Der Herr Doctor thut's mit Vergnügen, und er wird Sie dreimal besser unterhalten, als ich: denn da er der englischen Sprache mächtig ist, so sind schon die vorzüglichsten Londner Blätter aus Hamburg verschrieben, und nun werden Sie erst schmecken, was Zeitungen sind. Da gibt's Freimüthigkeit, Herr Hofrath!"

Dieser Lockung konnte der Alte nicht widerstehen. Er zog die Mütze tief ab und versicherte dem Doctor, daß er sich auf seine Besuche freue.

Als er mit Minchen wieder allein war, lachte er boshaft vor sich hin, und sagte: „So wird aus dem alten, verrosteten Magister doch noch ein Pfarrer! Es gleicht einem Wunder. — Und der junge Doctor ist

mir auch ein Räthsel. Der Mensch kommt mir bekannt vor; ich muß ihn schon irgendwo gesehen haben."

Minchen unterbrach ihn mit einem erzwungenen Husten, um ihr plötzliches Erröthen zu bemänteln. Sie sehnte sich, mit ihrer Vertrauten zu sprechen, und nach einigen Stunden gelang ihr ein Husch aus dem Hause. Sie erfuhr in der Hauptsache nichts Neues. Herr von Wartenberg befand sich zum Carnaval in der Stadt, ging täglich mit dem Doctor um, und sie tranken eben eine Flasche Wein zusammen, als dem Kirchenpatron von Rahnitz der Tod seines Pfarres gemeldet wurde. Wallberg schlug sogleich den Magister Gregorius zum Nachfolger vor, um dessen Platz im Hause des Hofraths zu gewinnen, und der Edelmann war um das Seelenheil seiner Unterthanen so wenig bekümmert, daß er ohne die geringste Kenntniß von den Fähigkeiten und sittlichen Eigenschaften des Candidaten seinem eigennützigen Freunde mit lachendem Munde den Auftrag gab, das Geschäft nach eigenem Gefallen abzumachen.

Wallberg öffnete sich gleich am nächsten Abend mit dem papiernen Schlüssel der Zeitungen das ihm bisher verschlossene Paradies, und sogar des Hofraths Herz, weil er nicht nur die erquickenden Neuigkeiten angenehm vorlas, und mit geläufiger Zunge darüber schwadronirte,

sondern auch an Gleichgültigkeit gegen Minchen seinen Vorgänger noch übertraf. Anfangs war der Alte mißtrauisch und stellte ihm eine Falle. Er ging in den Alkoven, schob des Fensters Vorhang ein wenig bei Seite, und spähte und horchte, ob die jungen Leute während seiner Abwesenheit einen verliebten Schleichhandel treiben würden. Aber indem er sich auf den Lauerplatz begab, warnte Minchen ihren Freund mit den Augen, und er blätterte stumm und mit unverwandten Blicken in den Zeitungen, bis der Aufpasser zurück kam und sich mit sichtlicher Gemüthsruhe wieder an den Tisch setzte.

In der Folge besprachen sich die Liebenden fleißig durch Briefchen, die sie einander heimlich zusteckten, und verlobten sich förmlich auf dem Papiere.

Als Wallberg die Braut in der Tasche hatte, rückte er mit den ersten englischen Zeitungen heraus, las sie ohne Anstoß deutsch vor, und pfefferte noch den kräftigen Inhalt derselben mit eigenen Zusätzen, die sein Zuhörer für baare Münze annehmen mußte, weil er kein Englisch verstand, und folglich das Original mit der Uebersetzung nicht vergleichen konnte. Ganz entzückt rief er einmal über das andere: „Brav! trefflich!

Solche Kernzeitungen hab' ich mir längst gewünscht. Keine deutsche reicht ihnen das Wasser."

Aber nach dem Schlusse der Vorlesung sagte Wallberg: „Ich bereue fast, Herr Hofrath, daß ich Ihnen diese behagliche Seelenspeise zu kosten gab; denn ich kann Sie hinfort nicht weiter damit bewirthen."

„Wie so?" wie so?" fragte der Alte mit Schrecken und Hast, indessen Minchen aus der Stube schlich.

„Ich bin der Zeitungschreiberei schon überdrüssig," antwortete Wallberg, „und gebe morgen dieß lästige Geschäft wieder auf."

Bestürzt bat der Hofrath, ihn nicht im Stiche zu lassen, und erbot sich zu einem ansehnlichen Jahrgehalte.

„Ich danke sehr;" sagte der Doctor. „Mein väterliches Vermögen ist mehr als hinreichend, einen Müßiggänger zu ernähren. Ich habe jährlich zweitausend Thaler sichere Einkünfte. — Nur ein einziges Etwas, das Sie mir gewähren können, würde mich Ihnen auf mein ganzes Leben zum täglichen Versorger mit Zeitungen und zum Vorleser derselben verpflichten — und dieses Etwas ist — die Hand Ihrer liebenswürdigen Nichte." —

Was für Augen machte der versteinerte Hofrath!

Desto lebendiger kramte Wallberg die mitgebrachten

Belege seines Vermögens aus. Doch nicht dieser einleuchtende Beweis des angegebenen Reichthums, sondern die drohende Armuth an Zeitungen, bewog den geängsteten Mann, auf der Stelle sein Jawort zu geben. „Wenn sich nur," setzte er hinzu, „meine Nichte den Handel gefallen läßt. Sie haben ihr bisher, so viel ich bemerkt habe, wenig Aufmerksamkeit bewiesen."

Wallberg bat getrost, sie zu rufen und ihr die Sache vorzutragen.

Das geschah. Sie stellte sich sehr befremdet, spielte jedoch sogleich das gehorsame Kind, und sagte: „Ich ergebe mich ganz in Ihren Willen, Herr Onkel, wenn ich Ihnen dadurch Ihre Abendfreude sichern kann."

Kurz, es ward Hochzeit.

Bald nachher setzte sich zwar der junge Ehemann zur Ruhe, und schrieb keine Zeitungen mehr; doch erhielt er durch des Verlegers Gefälligkeit die fremden Blätter von Tage zu Tage, und las sie dem Oheim treulich vor.

Dieser lebte durch die Gesellschaft der jungen Leute, mit welchen er zusammen wohnte, ganz wieder auf, und war eines Tages in ihrer Mitte so vergnügt, daß sie es wagen konnten, ihm alle ihre Liebesränke zu entdecken. Er staunte nicht wenig, und rief lachend

aus: „O, ihr Schälke! wie habt ihr meine Staats=weisheit hinter's Licht geführt! Ich sehe hundert und tausend Meilen weit in die geheimsten Cabinette hin=ein, und daheim war ich blind!“ —

„Geben Sie sich darüber zufrieden!“ sagte Wall=berg. „Es geht manchem andern Staatsklugen nicht besser.“

II.

Das unterbrochene Hochzeitfest.

Die Baronin von Blachfeld, eine welkende Herbstblume, die sich aber noch als ein blühendes Frühlingskind darzustellen suchte, saß eines Morgens am Putztische und ließ sich von ihrer Kammerzofe bedienen. Die künstlichen Lilien und Rosen ihrer Wangen waren schon erblüht, und ihre breiten Hüften hatte bereits der Panzer des Schnürleibes möglichst zusammengepreßt. Die Zofe baute jetzt den hohen Kopfputz. Plötzlich fuhr die Gebieterin auf, trat vor einen großen Spiegel und schrie: „Gräßlich! abscheulich! Ich glaube, der Balg hat mich mit Vorsatz so entstellt.“ Damit ergriff sie das zitternde Mädchen bei den Haaren, und schlug es mehrmals heftig ins Gesicht.

Herr von Blachfeld, der an der andern Seite des

Zimmers die Zeitung las, sprang dazwischen, schob das weinende Mädchen sanft zur Thür hinaus, faßte die Wüthende mit beiden Armen, drückte sie nieder auf einen Stuhl und sagte: „Halt Ruhe, du Furie!“

Sie schoß dem gewaltsamen Schiedsrichter, als er an seinen Tisch zurück ging, flammende Zornblicke nach, zwang sich aber zur Gelassenheit, und sagte zu ihrer am Fenster sitzenden Stieftochter: „Liebe Ottilie, sey so gefällig, mein Haar etwas besser zu ordnen. Du weißt, daß wir jeden Augenblick einen Besuch zu erwarten haben.“

„Welchen Besuch?“ fragte Herr von Blachfeld.

Die schmollende Gemahlin antwortete nicht; die Tochter aber sagte: „Ein fremder Graf, der gestern in Bosco's Kunstvorstellung neben der Mutter saß und sich mit ihr unterhielt, bat um Erlaubniß, ihr diesen Morgen aufwarten zu dürfen.“

„Also bei Bosco ward die Bekanntschaft gemacht?“ sprach der Vater. „Nun, die gnädige Frau lasse sich, so oft es ihr gefällt, von dem Gaukler täuschen; Dir aber, Ottilie, verbiet' ich es, seine Bühne ferner zu besuchen. Ich will nicht, daß man Dich zu den Damen zähle, von welchen ein Lobredner des Taschenspie-

lers hier*) wörtlich sagt: „„Man wähne nicht, in Bosco's Gegenwart den gewohnten Blick aus schönen Augen zu empfangen! Die Damenwelt ist nicht nur von dem Künstler, sondern auch von der liebenswürdigen Persönlichkeit desselben so bezaubert, daß sie alle Aufmerksamkeit nur auf ihn zu richten vermag."" — „Sieh, da steht die freche Behauptung, die alle gesittete Frauen und Jungfrauen beleidigen muß." — Ottilie lehnte die dargebotene Zeitung mit Schamröthe ab, und sagte: „ich werde Ihr Verbot, lieber Vater, unverbrüchlich befolgen." —

Ein Diener meldete jetzt den Grafen von Immenstein. Schnell erheitert, befahl die Baronin, ihn vorzulassen, und Herr von Blachfeld begab sich durch eine Nebenthür aus dem Zimmer.

Die Thürflügel flogen auf. Rasch erschien ein wohlgebildeter junger Mann, gestiefelt und gespornt, mit einer Reitpeitsche in der Hand, und von einem großen Hunde begleitet. Er schoß auf die Dame zu, drückte

*) Berliner Zeitung, im Verlage der Vossischen Erben, vom 4ten Juni 1828.

seinen Stutzbart auf ihre Hand, und sagte: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau! Ich komme eben von einem Spazierritt durch den Park, und wollte das Vergnügen, mich Ihnen vorzustellen, keinen Augenblick durch Umkleiden verzögern.“ — Ehe sie antworten konnte, war der Schmetterling schon bei der Tochter, sah ihr starr ins Gesicht, blickte dann nieder auf ihren Stickrahmen, und sprach über ihre Arbeit die übertriebensten Schmeicheleien aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!“ sagte die eifersüchtige Mutter in einem fast verdrießlichen Tone.

Er warf sich auf einen Stuhl, streckte die Beine weit von sich, schwatzte von Bosco und vom Theater, schlug mit der Peitsche an die Stiefeln, und ließ bisweilen den Hund darüber springen. Seine Geschwätzigkeit glich einem reißenden Strome. Er rühmte sich, ein dramatischer Dichter zu seyn und ausgezeichnetes Schauspielertalent zu besitzen, was er auf seinen Reisen durch Europa, an vielen fürstlichen Höfen, wo er mit Prinzen und Prinzessinnen, vor dem versammelten Hofstaate, Schauspiele aufgeführt, glänzend bewiesen habe. „Erlauben Sie, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „dieses Selbstlob durch eine kleine Talentprobe zu unterstützen.“ Damit stand er auf und declamirte, in der gespreizten

Manier vormaliger Heldenspieler, einen Monolog von Schiller.

Die Baronin klaschte wüthend. Ottilien aber war das ganze Wesen des Grafen so widerwärtig, daß sie nicht im Zimmer aushalten konnte. Sie ging zu ihrem Vater.

„Der Engel verläßt uns," sagte der Graf, „und ich wünschte, daß er mich durch mein ganzes Leben begleiten möchte. — Es ist freilich ein sehr frühzeitiger Wunsch — —"

„Und kommt dennoch zu spät;" fiel die Baronin ein. „Der Sohn des hiesigen Pfarrers, wohlbestallter Lieutenant bei der Landwehr, ist Ihnen zuvor gekommen, und bereits mit meiner Stieftochter verlobt."

„Dennoch geb' ich meine Hoffnung nicht auf," erwiederte Jener. „Der Held aus geistlichem Stande hat wahrscheinlich kein Vermögen; und wenn das schöne Fräulein in der einen Wagschale einen kümmerlichen Lieutenantssold, und in der andern drei große Rittergüter, mit prächtigen Schlössern, liegen sieht, so wird der Ausschlag der Wage gewiß zu meinen Gunsten ausfallen."

„Ich zweifle doch!" sagte die Dame. „Die jungen Leute lieben sich schon seit Jahren, und das Fräulein

hat keinen wankelmüthigen Sinn. Versuchen Sie indessen Ihr Heil! Mein Haus steht Ihnen offen. Aber ich gehe morgen auf mein Landgut Linnthal, zwei Meilen von hier. Besuchen Sie mich dort, oder wohnen Sie, wenn es Ihre Verhältnisse gestatten, einige Wochen ganz in meinem ländlichen Schlosse! Sie haben dann die bequemste Gelegenheit, das Fräulein für sich zu gewinnen."

„Ein reizendes Anerbieten!" rief der Graf. „Aber die gnädige Frau sind vermählt. Werd' ich Ihrem Herrn Gemahl willkommen seyn?"

„Machen Sie sich darüber keine Sorge!" antwortete sie. „Mein Mann, ein alter Major außer Dienst, könnte mit seiner geringen Pension nicht auskommen, wenn ihm nicht eine reiche Gemahlin zu Theil geworden wäre. Darum muß er mich unumschränkt herrschen lassen, und fügt sich auch stets ohne Gegenwort in meinen Willen."

„Bon! Bon!" rief der Graf, und empfahl sich mit dem Versprechen, morgen in Linnthal einzutreffen, und einige Wochen da zu bleiben.

Die Gemeine zu Linnthal, von der nahen Ankunft ihrer Gebieterin unterrichtet, machte feierliche Anstalten zu ihrem Empfang. Die guten Leute wollten sich damit den Weg zu verschiedenen Begünstigungen bahnen, die sie zu erlangen wünschten. Der Schulmeister dichtete, nach der Melodie eines Kirchenliedes, einen Jubelgesang, und stellte sich mit seinem Sängerchore an die Grenze der Dorfmark, wo eine Ehrenpforte erbaut war. Acht oder zehn junge Bauern hatten sich als Türken verkleidet, und ritten mit Hurrah und anderm wilden Geschrei dem herrschaftlichen Wagen entgegen. Sie waren nicht so bescheiden und vorsichtig, als die löbliche Judenschaft eines Städtchens in P**, die auch in türkischer Tracht ihrem neuen Landesherrn entgegen ritt, ihm aber, als sie an seinem Wagen angekommen war, tröstlich zurief: „Förchten Sie sich nicht, Ew. Majestät! Wir sin keene Törken!“ —

Die Baronin langte, vom Schulmeister angesungen und von der Türkengarde umringt, bei der Ehrenpforte an. Auf derselben standen weißgekleidete Mädchen, die bei der Durchfahrt Blumengewinde in den Wagen hinablassen sollten. Unglücklicher Weise beugte sich des Schenkwirths Töchterlein zu weit vor, und fiel in den offenen Wagen hinein. Heftig erschrocken rächte sich

die Baronin an dem armen Kinde mit grimmigen Ohrfeigen, und warf es in rasender Wuth aus dem Wagen, so dringend auch Ottilie, die neben ihr saß, die grausame That zu hindern strebte. Das Kind brach einen Arm, und schrie jämmerlich. Die versammelten Frauen des Dorfes stießen ein Mordgeschrei aus; die türkische Leibwache empörte sich, und fiel den Pferden in die Zügel; aber Graf Immenstein, der zu Roß den Wagen begleitete, stürzte sich unter die Rebellen, und jagte sie in die Flucht; der Kutscher hieb auf sein Gespann, die muthigen Hengste durchbrachen das Getümmel, und die Freifrau gelangte ohne weitere Anfechtung ins Schloß.

Als ihr Gemahl eine Stunde nachher eintraf, fand er die Burg förmlich belagert. Holzäxte und Hebebäume stürmten gegen das verschlossene Thor. Aber die Erscheinung des alten, bei der ganzen Dorfschaft beliebten Herrn stillte sogleich den Tumult. Der Major stieg aus dem Wagen, und fragte nach der Ursache des Auflaufs. Man erzählte ihm, wie seine Gemahlin des Schenkwirths Tochter gemißhandelt; besonders aber beklagten sich Viele, daß sie ein Fremdling, der ein Graf seyn solle, mit der Reitpeitsche ins Gesicht gehauen, und die ehrenrührigsten Schimpfreden ausgestoßen habe.

Auf diesen groben Menschen, fügten sie hinzu, sey ihr Vorhaben, ins Schloß einzudringen, abgesehen gewesen; sie hätten ihm Gleiches mit Gleichem vergelten wollen.

„Beruhiget euch für jetzt, und geht still nach Hause!“ sagte der Major. „Ich werde das euch widerfahrne Unrecht möglichst wieder gut machen.“

Mit unzufriedenem Kopfschütteln und leisem Murren gingen die Bauern langsam aus einander. Herr von Blachfeld begab sich ins Wirthshaus, um das kranke Kind zu besuchen. Er fand den Dorfbader mit dem Verbande des gebrochenen Armes beschäftiget. Der Major setzte kein sonderliches Vertrauen in die Heilkunde des alten Quacksalbers, schrieb daher auf der Stelle an einen berühmten Wundarzt in der Stadt und lud ihn ein, unverzüglich nach Linnthal zu kommen. Diesen Brief sandte er mit einem reitenden Boten ab, und versprach den Aeltern, die sämmtlichen Kosten der Heilung zu übernehmen.

Nun ging er ins Schloß, dessen Pforte, nach aufgehobener Belagerung, geöffnet war. Er fand seine Gemahlin und den Grafen bei einem Gabelfrühstücke in der heitersten Stimmung. Mit schnell verfinstertem

Gesicht und frostig erwiederte sie den Gruß des Eintretenden, und stellte ihm, da es sich nicht anders thun ließ, den Grafen vor, der sich schweigend und nachlässig verbeugte, und geschwind zu seinem Teller zurückkehrte. Es mißfiel dem Major, daß der junge Herr so wenig Umstände mit ihm machte, und er bekam Lust, ihn dafür zu strafen. „Ich bedauere, Herr Graf," hob er an, „daß mein erstes Wort mit Ihnen eine Mißbilligung Ihres Betragens gegen die hiesigen Landleute seyn muß. Sie haben, wie ich schon vor dem Thore des Schlosses hörte, das wackere Volk mit Peitschenschlägen und Schimpfreden gemißhandelt. Das konnte schlimme Gegenwirkungen veranlassen, und Sie hatten auch in der That kein Recht zu Ihrem Verfahren, Herr Graf!"

„Es war Ritterpflicht, die Frau Baronin zu schützen;" antwortete Jener. „Darum wundert's mich, Sie als Sachwalter und Vertheidiger des Pöbels gegen mich auftreten zu sehen."

„O, sprechen Sie nicht von Pöbel!" sagte der Major. „Auch der Aermste und Geringste gehört nicht zur Klasse des Pöbels, wenn er ein rechtschaffener, gutdenkender Mann ist. Wohl aber findet man oft in den höhern Ständen —"

Vom Stuhl aufspringend, fiel ihm die Baronin ins Wort: „Genug davon, Herr Major! Sie beleidigen meinen achtungswerthen Gast, und haben doch gar keinen Beruf, sich als Schutz- und Schirmherr meiner Unterthanen mit anzüglichen Reden heraus zu lassen.“

„Das wäre freilich ganz überflüssig,“ antwortete der Major, „wenn Sie selbst geruhen wollten, sich als eine liebreiche, menschenfreundliche Herrin Ihrer Unterthanen zu betragen. Aber Sie werfen Kinder aus dem Wagen auf die Straße, und erregen dadurch einen Aufruhr, der üble Folgen hätte haben können.“

„Für Sie doch nicht!“ sagte die Dame. „Ihnen konnte keine Fensterscheibe zerschlagen werden. Doch was streiten wir über des Kaisers Bart? — Ich bitte, verfügen Sie sich in Ihre Zimmer!“

„Sehr gern! sprach der Major. „Und ich werde mich bald, wenn Sie keinen anständigern Ton gegen mich annehmen, noch weiter von Ihnen entfernen.“

„Nach Belieben!“ rief sie ihm hohnlachend nach.

In den Zimmern, die er gewöhnlich auf dem Lande bewohnte, fand er seine Tochter. Er sprach mit ihr über die Vorfälle bei ihrer Ankunft. Sie bestätigte

alles, was er schon von den Bauern gehört hatte. „Die Frau Baronin fühlt aber keinen Funken Reue darüber;" sagte der Vater. „Ich hatte deßhalb einen unangenehmen Wortwechsel mit ihr, wobei sich auch der Herr Graf, dem ich ebenfalls einen billigen Verweis gab, ziemlich unartig benahm. Ich will mich nun von der hochmüthigen Frau und ihrem Gesellschaftscavalier ganz entfernt halten, und die Dame sogleich durch meinen Bedienten ersuchen lassen, unsern Mittagstisch in diesem Zimmer anzuordnen."

„Das geschieht ohne dieß; sie hat mir's schon angekündigt;" sagte das Fräulein. „Sie gab vor: der Graf habe gleich beim ersten Anblick eine lebhafte Neigung zu mir gefaßt, deren Aeußerungen mich, die Verlobte des Lieutenants Arnold, belästigen würden."

„Ganz recht!" sprach der Major. „Sie will den Herrn Grafen für sich allein behalten, und ich will ihm, da ich des Höllenlebens mit diesem Weibe ganz überdrüssig bin, gern Platz machen."

Mittags ward ein sehr spärliches Mahl aufgetragen. Die Speisen waren nicht besser, als sie der Dienerschaft gewöhnlich gereicht wurden. Von den Pasteten und andern Leckereien, welche die Baronin Tages zuvor in der Stadt gekauft und mit auf's Land genommen hatte, kam

nichts zum Vorschein. Auch das Glas Wein, das der Major seit vielen Jahren beim Mittagsessen zu trinken pflegte, entzog sie ihm. Vater und Tochter aßen dennoch vergnügt, da ihnen das herrische, schnöde Wesen der Baronin, dem sie meistens bei der Tafel freien Lauf ließ, keinen Bissen vergällte.

Nachmittags ging der Baron wieder ins Wirthshaus, um zu sehen, ob der aus der Stadt berufene Wundarzt angekommen sey. Er stieg eben aus dem Wagen. Der Major empfing ihn mit Dank für seine schnelle Herkunft, und führte ihn ans Bett des kranken Kindes. Er war, als er den Armbruch untersuchte, mit dem Verfahren seines ländlichen Collegen ganz unzufrieden. „Welche Pfuscherei!" rief er aus. „Das Kind hätte, bei so fortgesetzter Behandlung, zeitlebens einen krummen Arm behalten." Er verbesserte den Fehler, verbat jede fernere Einmischung des Dorfbaders, und versprach, sich wieder einzufinden, sobald ein neuer Verband nöthig sey. Hierauf fuhr er nach der Stadt zurück. Die Aeltern freuten sich, daß die geliebte Kranke in bessere Hände gekommen, dankten dem Major für seine wohlthätige Fürsorge, beklagten sich dagegen, daß die Frau Baronin noch gar nicht nach dem kranken Kinde gefragt habe. „Laßt's gut seyn!" sagte der

Major: „Ich vertrete sie, und will auch, um die Schuld des Grafen einiger Maßen zu tilgen, der Gemeine einen frohen Tag bereiten. Ruft sie den nächsten Sonntag zusammen, bestellt Tanzmusik, und gebt den Leuten auf meine Kosten so viel Bier, als sie trinken wollen. Ich werde Eure Rechnung den folgenden Tag mit Vergnügen bezahlen."

Am andern Morgen besuchte der Pfarrer Arnold den Major. Die alten Freunde begrüßten und umarmten sich herzlich. „Ich habe bereits," sagte der Geistliche, „Ihrer Frau Gemahlin die Aufwartung gemacht. Sie empfing mich ein wenig unhold, und warf mir vor, ich hätte, seitdem sie nicht hier gewesen, meine Kirchkinder dermaßen verwildern lassen, daß sie gestern, wegen eines kleinen Unfalls, der einem lumpigen Kinde begegnet sey, eine Rebellion angefangen und die Schloßpforte bestürmt hätten, um ihr wohl gar nach dem Leben zu trachten."

„Welche Uebertreibung!" rief der Major. „An Mord und Todtschlag hat niemand gedacht. Man wollte höchstens dem fremden naseweisen Grafen, der die Baro-

nin zu Pferde begleitete, den Rock ein wenig ausklopfen, weil er die Bauern geschimpft und geschlagen hatte."

„Er war zugegen, der junge Herr," sprach der Pfarrer, „und ließ sich über das — von ihm so genannte Lumpengesindel mit harten Worten heraus. Das Ende vom Liede war: daß mir die Frau Baronin befahl, den nächsten Sonntag eine derbe Strafpredigt von der Kanzel herab zu donnern."

„Freund, thun Sie das nicht!" sagte der Major: „Der Vorfall ist schon halb vergessen; wozu denn auf's neue Oehl ins Feuer gießen? Der Sturm gegen die Schloßpforte war freilich ein freches Unternehmen. Es kann also nicht schaden, wenn Sie im Allgemeinen — ohne deutlichen Bezug auf die gestrige Geschichte — die Versuche eigenmächtiger Selbsthülfe tadeln und davor warnen. — Das thun Sie, Freund! So erfüllen Sie halb und halb den Willen der Baronin, und auch die nicht geradezu abgekanzelte Gemeine bleibt mit Ihnen zufrieden."

Dem Pfarrer gefiel der gute Rath. Er versprach, ihn zu befolgen.

„Doch nun kein Wort weiter von dem verdrießlichen Handel!" sprach der Major „Was macht Ihr Sohn? Wird er nicht bald Urlaub nehmen und uns besuchen?"

„Nach seinem letzten Briefe, worin er mir die herzlichsten Empfehlungen an Sie und Fräulein Ottilien auftrug, kann ich ihn alle Stunden erwarten.“

„Das freut mich. Wir sehn ihm mit Verlangen entgegen, und wünschen sein baldiges Eintreffen um so mehr, da wir dießmal vielleicht nicht lange hier verweilen werden. Es ist möglich, daß wir, wenn sich die Verhältnisse im Schlosse nicht ändern, schon in den nächsten Tagen schnell anspannen lassen, und nach der Stadt zurück kehren.“

In den Morgenstunden des folgenden Tages war Ottilie, mit einem Buche in der Hand, in den Garten gegangen. Kaum hatte sie sich auf eine Bank niedergelassen und einige Zeilen gelesen, als der Graf von Immenstein plötzlich hinter ihrem Rücken aus dem Gebüsch trat, und neben ihr Platz nahm. Er begann mit albernen Schmeicheleien, die dem Fräulein äußerst zuwider waren. Sie stand auf, um wegzugehen; er aber zog sie auf die Bank zurück, umschlang sie mit beiden Armen, und wollte sie küssen. Sie sträubte sich mit allen Kräften dagegen. In diesem Augenblicke erschien

der Lieutenant Arnold im Garten, und eilte mit schnellen Schritten herbei.

„Willkommen, lieber Arnold!" rief das Fräulein: „Sie erscheinen mir wie ein rettender Engel."

„Theuerste Ottilie!" sagte Arnold. „Ich erstaune, Sie so belästiget zu finden."

Bestürzt hatte der Graf das Fräulein aus seinen Armen gelassen. Sie stand auf, und ging mit Arnold im Garten umher.

„Sagen Sie mir, wer ist der Unbescheidene, der sich so unartig aufführte?" fragte der Lieutenant.

„Ein fremder, wie aus den Wolken gefallener Gesellschafter meiner Mutter, den sie bei einer Kunstvorstellung des Taschenspielers Bosco kennen lernte, und gleich des folgenden Tages mit auf's Gut nahm. Ich weiß nichts von ihm, als daß er sich Graf von Immenstein nennt."

Horchend schlich ihnen der Graf leise nach.

Der Lieutenant sah sich um, und warf ihm einen scharfen Blick zu, der ihn zurück weisen sollte.

Er fuhr dennoch fort, in ihre Fußtapfen zu treten.

Arnold blickte nach einer Weile wieder um, und sagte: „Mein Herr, der Garten ist groß genug, daß

Sie bequem darin lustwandeln können, ohne uns auf dem Fuße zu folgen."

„Mir gefällt aber dieser Weg;" versetzte der Graf: „Sie können ja auch einen andern einschlagen."

„Wir geben Ihnen nach; sagte Arnold, und betrat den nächsten Pfad, der abwärts führte.

Aber nach fünf Minuten war ihnen der Graf wieder auf der Ferse.

Rasch ging ihm Arnold zu Leibe, und sagte: „Herr! Sie beleidigen mich so frech und vorsätzlich, daß ich Genugthuung von Ihnen fodern muß. Holen Sie Ihren Degen, und folgen Sie mir in das Wäldchen hinter dem Garten, wo wir unsere Sache kurz und schnell ausmachen wollen."

„Diese Ehre muß ich verbitten," sagte der Graf mit stolzem Hohn. „Sie, Herr Lieutenant, sind nicht meines Standes; Graf Immenstein schlägt sich mit keinem Bürgerlichen."

„Nun, so wird der Graf geschlagen!" rief Arnold, zog zugleich vom Leder, und versetzte ihm mit der flachen Klinge einige Hiebe. Was that der Graf? Wie ein Knäblein, das von seinem Spielgefellen ein Kläppschen bekommen, Mutter! Mutter! schreit: so rief der Graf im kläglichsten Tone: „Frau Baronin! Frau Ba-

ronin! man thut mir in Ihrem Garten Gewalt an!"

„Ei, so laufen Sie zur Frau Baronin!" sagte Arnold, und fuchtelte ihn, da er jetzt wirklich die Flucht nach dem Schlosse hin ergriff, zum Garten hinaus.

Nach reiflicher Ueberlegung unterließ Immenstein, der Baronin die ihm widerfahrene Begegnung zu klagen, weil er seine dabei bewiesene Feigheit nicht zugleich gestehen und sich dadurch verächtlich machen wollte.

In der folgenden Nacht beunruhigte den Major eine Art von Spuk. Das Zimmer, worin er schlief, war das Eintrittszimmer zu der ganzen Reihe von Gemächern, die er mit seiner Tochter bewohnte. Gegen Mitternacht weckte ihn, der nie fest schlief, ein leises Geräusch an der Thür. Ein Schlüssel ward ins Schloß gesteckt und die Thür sacht geöffnet. „Wer da?" rief der Major mit so gewaltiger Stimme, wie er vormals sein Bataillon commandirte. Keine Antwort; aber die Thüre ging sanft wieder zu, und der Major hörte, daß sich leise Schritte hinweg zogen.

Am Morgen erzählte er seiner Tochter den Vorfall, und warnte sie, nicht zu erschrecken, wenn sie einmal des Nachts einen Pistolenschuß höre. „Er soll niemand

tödten;“ setzte er hinzu: „ich will nur gegen die Thür feuern, indem man sie aufschließen will.“

Er schob am Abend den Riegel vor, legte sich zu Bett, erhielt sich aber munter. Um Mitternacht kam's draußen geschlichen, und versuchte das Schloß zu öffnen. Der Major feuerte sein geladenes Pistol gegen die Thür. Es gab einen furchtbaren Knall; draußen hörte man ächzen, taumeln und fallen. Herr von Blachfeld nahm ein Licht und sah hinaus. Da lag der Graf von Immenstein in Ohnmacht. Vom Schuß geweckt, stürzten die Bedienten herbei. „Bringt den Nachtwandler in sein Bett!“ sagte der Major, und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Am Morgen schrieb er an die Baronin: „Ihr schlechtes Betragen gegen mich, der anstößige Aufenthalt des fremden Grafen bei Ihnen, und seine wiederholten Versuche, bei Nacht — ich weiß nicht, in welcher Absicht — in meine Zimmer einzuschleichen: alle diese ärgerlichen Umstände veranlassen mich zu dem Entschluß, Ihr Landgut sogleich zu verlassen, und mich mit meiner Tochter wieder nach der Stadt zu begeben.“

„Nun, was sagte die Baronin?“ fragte der Major den zurückkommenden Boten des Briefes.

„Sie las den Brief lachend,“ antwortete der Die-

ner, „und sagte dann: Es ist gut; ich wünsche dem Herrn Baron glückliche Reise."

Herr von Blachfeld ließ anspannen, und fuhr mit Ottilien beim Pfarrer vor, um Abschied zu nehmen. Man trennte sich mit Betrübniß.

„Willkommen, alter Freund!" sagte der General Wedding, den der Major bald nach seiner Ankunft besuchte. „Wie geht's? Hast du Krieg oder Frieden im Hause?"

„Den heftigsten Krieg;" sprach der Major, und erzählte seinem Busenfreunde die uns bekannten Vorfälle.

„Donnerwetter!" rief der graue Held. „Die Sache steht schlimm oder vielmehr gut! Nun muß es zum Bruch kommen! Willst Du Dich von der übermüthigen Kaufmannstochter, deren blendender Mammon Dich vom Felde der Ehre hinweg lockte, noch länger mißhandeln lassen? Könntest General seyn, und was bist Du seit zehn Jahren? Ein armseliger Kreuzträger, den nun gar noch ein aufgelesener Graf höhnt und verdrängt. Ich bitte Dich, Bruder, mach' Dich so schnell als möglich von dem Höllenweibe los! Du kannst und sollst

ihr Sclav nicht länger seyn. Ich will selbst Hand anlegen, Deine schimpflichen Ketten zu zerbrechen."

An einem der nächsten Tage begab sich der General nach Linnthal, und führte gegen die Baronin eine sehr kräftige Sprache. Er hielt ihr alle Vergehungen, die sie sich jetzt und in frühern Zeiten gegen den wackern Major erlaubt hatte, freimüthig vor, und schloß mit der Erklärung: daß sein Freund, als Mann von Ehre, nicht länger mit ihr leben könne, sondern auf Scheidung bestehe. „Der Herr General glauben wohl, mich zu erschrecken?" sagte sie keck und höhnisch: „Ja, ich zittere wirklich; aber vor Freude. Ihr werther Freund kommt meinen Wünschen zuvor." —

„Desto besser!" sagte der General: „Ich höre den Ausdruck Ihrer Gesinnung mit Vergnügen, und erbitte mir auf der Stelle eine schriftliche Zusicherung: daß Sie die Trennung der Ehe selbst wünschen und ihr kein Hinderniß in den Weg legen wollen."

„Keinen Strohhalm!" sagte sie lachend, und schrieb mit flüchtiger Feder die verlangte Erklärung.

Als sie solche dem General übergab, sagte sie: „Bit-

ten Sie Ihren Freund in meinem Namen, von diesem Papiere so bald als möglich Gebrauch zu machen."

Das geschah, und die gerichtliche Ehescheidung erfolgte, bei wechselseitiger Einwilligung, ohne Verzug; und da sich die Geschiedenen schon seit Jahren vom Ehebette getrennt hatten, so ward ihnen gestattet, sich in kurzer Zeit wiederum zu verheirathen.

Indessen gefiel es dem Grafen von Immenstein noch immerfort in Linnthal, wo man dem werthen und geliebten Gastfreunde seinen Aufenthalt möglichst angenehm machte. Er hatte, da er Ottilien, die er Anfangs zu seiner Liebschaft erkoren, schon versagt fand, und Arnold ihm diesen Bescheid sogar mit der Klinge auf den Rücken schrieb, seine Zärtlichkeit ganz der Baronin zugewandt, und sich mit der innigsten Erwiederung von ihr beglückt gesehen. Dadurch ermuthiget, warb er, als sie geschieden war, um ihre Hand, und bald nachher ward die Verlobung des Grafen von Immenstein mit der geschiedenen Freifrau von Blachfeld in den Zeitungen und durch umher geschickte Karten bekannt gemacht.

Alle Bewohner Linnthals trauerten, daß der edle

Blachfeld, der ihnen manche Wohlthat erwiesen, manches Bedrängniß von ihnen abgewandt hatte, mit ihnen außer Verbindung kam, und sie nun den fremden Grafen, der sie, gleich bei seiner Ankunft, mit Peitsche und Zunge beleidiget hatte, als ihren Gebieter, wenigstens als Mitregenten, anerkennen und verehren sollten. Er versuchte zwar, von seiner Braut dazu veranlaßt, auf mancherlei Weise, sich beliebt zu machen. Jeder Gruß, den er von einem Dorfbewohner erhielt, ward mit freundlichster Herablassung erwiedert; er ließ ein Dutzend arme Kinder neu kleiden, gab der Gemeine ein reichliches Freibier, dabei ein stattliches Tanzfest, und walzte in hoher Person mit einigen der hübschesten Dirnen um die Säule herum. Dennoch mußte er sehen und hören, daß die umher sitzenden Zecher da und dort die Bierkrüge zusammen stießen und ausriefen: „Unser guter Baron Blachfeld soll leben! hoch!“ Auf des Grafen Gesundheit ward nicht getrunken, und als der kriechende Schulmeister ein Lebehoch ausbrachte, stimmte Niemand mit ein.

Wie wenig er beliebt war, erfuhr er unter andern auch eines Abends, als er mit seiner Verlobten Arm

in Arm um das Dorf herum lustwandelte. Sie kamen an den Weideplatz der Dorfkühe. Die guten Thiere sahen das zierlich einher tretende Paar dumm und ehrlich an. Der läppische Graf hatte den unglücklichen Einfall, seinen großen Hund unter sie zu hetzen. Einige flohen; andere blieben tapfer stehen, stampften trotzig mit dem rechten Vorderfuße, senkten den Kopf, und zeigten dem Ruhestörer ihre Waffen. Er rannte, wiewohl mit Vorsicht, gegen sie an, und suchte sie mit grimmigem Gebell zum Weichen zu bringen.

Der Mann der Kühe, ein großer schwarzer Stier, genoß in einiger Entfernung ruhig sein Abendbrot. Der Lärm des Maulhelden machte ihn aufmerksam; er hob den Kopf, sah seine Weiblein bedrängt, und entschloß sich schnell, ihnen beizustehn. Er stieß als Kriegserklärung ein dumpfes Gebrüll aus, und ging in kurzem Trabe auf den Feind los. Dieser unterstand sich, ihm bellend entgegen zu fahren; aber der Stier schoß wüthend auf ihn zu, und wollte ihn mit den mächtigen Hörnern packen, um ihn eine Luftreise machen zu lassen. Erschrocken floh der Hund, vom schwarzen Riesen verfolgt, zu seinem Herrn; aber der Graf, dessen Herzhaftigkeit wir schon kennen, fand's auch nicht räthlich, stehen zu bleiben; er lief mit dem Hund um die Wette.

Sie nahmen ihre Flucht durch's Dorf, wo die Bauern mit Weib und Kind vor ihren Häusern saßen und beinahe laut lachten, als sie den gnädigen Herrn, wie einen Grashüpfer, vorbei springen und den Stier ihm nachstürzen sahn. Niemand hob zu einem Rettungsversuche Hand oder Fuß. Die Buben jauchzten und klatschten in die Hände. Die bewundernswürdige Schnelligkeit der gräflichen Füße erwarb jedoch ihrem Besitzer das Glück, daß er ungespießt das Schloßthor erreichen und es dem Stier vor der Nase zuwerfen konnte.

Als der Pfarrer Arnold am folgenden Tage die komische Grafenhetze erfuhr, sah er die Sache von einer ernsthaften Seite an, und sagte zu einem Amtsbruder, der sich eben bei ihm befand: „Es war die Nemesis, die den Grafen, in Gestalt des Stieres, verfolgte. Entging er ihr auch gestern, so wird sie, als Blachfelds Rächerin, ihn zu anderer Zeit fassen und geißeln."

Zur Feier des Vermählungsfestes wurden große Anstalten im Schlosse zu Linnthal gemacht. Vierzehn Tage zuvor lud die Baronin die ganze adelige Nachbarschaft und viele Freunde und Bekannte aus der Stadt dazu ein. Die alten Herren freuten sich auf ein köst-

liches Gastmahl und die junge Welt auf einen glänzenden Ball.

Der Graf, der bisher immer bürgerliche Kleidung getragen, überraschte jetzt seine Braut mit der Eröffnung, daß er Oberster in französischen Diensten sey. „Warum erfreuen Sie mich erst so spät mit dieser Nachricht?“ fragte die Baronin. „Ich wollte,“ war die Antwort, „nicht meiner militärischen Würde, sondern einzig mir selbst die Entscheidung meines Looses verdanken.“

Er fuhr hierauf in die Stadt, und bestellte sich eine prächtige Uniform.

Damit geschmückt, stand er vor dem Hausaltare, an dem ein angesehener Stadtgeistlicher, ein Oheim der Braut, die Verlobten einsegnete.

Man ging dann zur Tafel. Der französische Oberste glänzte in stolzer Pracht neben seiner Auserwählten, als in dem Augenblicke, da eben erst die Suppe vertheilt war, ein fremder ansehnlicher Mann in den Saal trat. Er grüßte die Gesellschaft mit einer stummen Verbeugung, stellte sich dem erbleichenden Grafen gegen über, und rief laut nach der Thüre hin: „Ja, er ist's!“ — Sogleich traten gewaffnete Soldaten, die hinter der halb offenen Thüre gelauscht hatte, herein. Der Graf,

vor Angst und Schrecken einem Todten ähnlich, fuhr vom Stuhl auf, und wollte sich aus dem Staube machen; da aber der Saal nur einen einzigen Ausgang hatte, fiel der Flüchtling in die Hände der Soldaten, die zum Theil bei Leipzig gefochten hatten, und sich freuten, wieder einmal einen Franzosen gefangen zu nehmen. Sie führten ihn hinaus, und nöthigten ihn, in einen bereit stehenden Wagen zu steigen. Der Unterofficier und zwei Musketiere setzten sich zu ihm hinein, und die Reise ging rasch nach der Stadt.

„Es thut mir leid, meine gnädige Frau," begann jetzt der Fremde, „daß ich Ihr Hochzeitfest auf eine höchst unangenehme Weise stören mußte. Hätten es die Umstände erlaubt, einen Tag oder wenigstens einige Stunden früher hier einzutreffen, so ward der Betrüger entlarvt, ehe Sie, von seinen Lügen getäuscht, eine Verbindung mit ihm eingingen, die nur die bitterste Reue zur Folge haben kann. Doch Sie wissen noch nicht, wer sich gedrungen sah, Ihr Fest zu stören. Ich bin Graf Hollbeck, und der vorgebliche Graf von Immenstein war mein Bedienter, der mir, indem ich von meinen Gütern am Rhein eine Reise nach Berlin

gemacht und ihn zu Hause gelassen hatte, zehntausend Thaler in Louisd'or stahl, und heimlich damit fortging. Mein Gerichtshalter verfolgte ihn mit Steckbriefen, die keinen Erfolg hatten. Der Kerl war spurlos verschwunden. Nach Verlauf dreier Monate schrieb mir ein Freund, der sich einige Wochen in Wien aufgehalten: er habe im Burgtheater in einer Loge des ersten Ranges einen vornehm gekleideten jungen Mann gesehen, der mit meinem entflohenen Bedienten die auffallendste Aehnlichkeit gehabt habe. Als er nach seinem Namen geforscht, habe man ihn Graf Kronenburg genannt und dabei gesagt: er sey ein reicher Ausländer, der einen ungeheuern Aufwand mache und mit dem höchsten Adel umgehe. Diese Schilderung hatte meinen Freund abgeschreckt, etwas gegen ihn zu unternehmen, weil in Ermangelung aller Beweise, daß er wirklich der entflohene Vogel sey, ein Angriff auf seine Person gefährlich gewesen. Er nannte mir Straße und Haus, wo der verdächtige Graf gewohnt hatte. Mehr erfuhr ich nicht."

„Dennoch ahnte mir, daß der sogenannte Graf von Kronenburg mein Hausdieb sey. Da ich nun schon früher Lust hatte, nach Wien zu reisen, so machte ich mich schnell auf den Weg. Dort angelangt, begab ich

mich zuvörderst nach der mir genannten Wohnung. Sie war leer. Vier Wochen zuvor hatte der Graf Wien verlassen; wohin er aber seinen Weg genommen, wußte man nicht. Er habe, setzte man hinzu, vor seiner Abreise einen Bedienten verabschiedet, der sich noch in Wien aufhalte, und mir wahrscheinlich über seinen gewesenen Herrn nähere Auskunft geben würde. Ich suchte den Menschen auf. Er war ein geborener Wiener, hatte dem Grafen von Kronenburg nur zwei Monate gedient und wußte nichts von ihm, was mir zur klaren Enthüllung der räthselhaften Person hätte dienen können. Zuletzt erfuhr ich noch von dem Burschen, daß der Graf seinen Weg nach Berlin genommen; doch hielt ich's nicht der Mühe werth, ihm über Hals und Kopf nachzureisen, da ich vermuthen konnte, daß er mein Gold schon größten Theils in Wien veschwendet habe und nicht mehr viel davon zu retten seyn werde. Ich belustigte mich daher sechs Wochen lang in Wien, und reis'te dann hierher, wo ich im Polizeiamte fragte: ob vor einigen Monaten ein Graf von Kronenburg aus Wien hier eingetroffen sey. Man schlug ein Buch auf, und sagte: „Nein, es ist um diese Zeit nur ein Graf von Immenstein aus Wien hier angekommen." Ahnend, daß der Bube seinen in Wien geführten Na-

men abermals verändert haben könne, fragte ich nach seiner Wohnung. Sie ward mir bezeichnet, und ich ging dahin. Der Hauswirth berichtete mir: der Graf befinde sich auf dem Landgute Linnthal, und werde sich, dem Vernehmen nach, mit der Besitzerin desselben nächstens vermählen. Ich forschte nach verschiedenen Kennzeichen seiner Persönlichkeit. Diese Fragen, sagte der Wirth, soll Ihnen der Graf selbst beantworten. Er führte mich in ein Nebengemach, und ich erschrak beinahe vor dem in Lebensgröße gemalten und zum Sprechen ähnlichen Bildnisse des Spitzbuben, das, an die Wand gelehnt, der Thür gegen über stand. Der Maler hatte das Gemälde erst vor einer Stunde übersandt, und man erwartete jeden Augenblick dessen Abholung. Es war mit zwanzig Louisd'or von meinem Golde bezahlt worden; diese waren für mich aber nicht verloren, da sie mir die Ueberzeugung verschafften, daß ich den Schelm, den ich suchte, gefunden hatte. Um mir ihn aber nicht entwischen zu lassen, bat ich um Begleitung der Soldaten, die ihn vorhin nach dem Criminalgefängniß in der Residenz abführten."

Die Baronin, die während der Erzählung des Grafen Hollbeck in völliger Erstarrung auf ihrem Stuhle gesessen hatte, schlug jetzt die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief schluchzend aus: „Gott, wie unglücklich hat mich meine Verblendung gemacht! — Ich werde hart dafür gestraft, daß ich meinen alten würdigen Gatten mit Verachtung behandelte und ihn verließ, um mich einem verbrecherischen Buben in die Arme zu werfen. Wehe mir! weh mir Unglückseligen! ich bin nicht zu retten. Reue und Schande verfolgen mich bis ins Grab.“ —

Sie wandte sich nun zu der staunenden Gesellschaft, die zum Theil noch den Suppenlöffel, auf dem halben Wege zum Munde, in der Hand hielt. „Sie sehen, meine Herren und Damen, welch ein Schlag des Schicksals mich trifft! Ich lud Sie zu einem Freudenfeste; aber der heutige Tag ward der unglücklichste meines Lebens! Verzeihen Sie mir die Bitte, dieß entehrte Haus zu verlassen. Ich selbst flieh' es sogleich, und werd' es nie wieder betreten.“

Die Gesellschaft erhob sich; die Herren riefen ihren Bedienten zu, die Wagen wieder anspannen zu lassen. Nur drei wohlbeleibte Landjunker konnten sich nicht zum Aufbruch entschließen. „Es ist Jammerschade um das

schöne Essen, das nun doch schon gesotten und gebraten ist," sagte der Eine.

„Und es ist schmerzlich," fiel der Andre ein, „wenn man mit hohlem Magen zwei bis drei Meilen nach Hause fahren muß, und auch dort nichts findet."

„O! die gnädige Frau," sprach der Dritte, „werden wohl erlauben, daß wir uns hier erst satt essen und ein Glas Wein auf Ihre Gesundheit trinken, ehe wir uns Ihnen zu Gnaden empfehlen."

„Küche und Keller, meine Herren," antwortete die Trauernde, „stehen Ihnen zu Befehl; verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste. Der Boden brennt hier unter meinen Füßen! Leben Sie insgesammt wohl!"

Sie verließ eilend den Saal, warf in ihrem Wohnzimmer die hochzeitlichen Kleider von sich, und fuhr nach der Stadt.

Hier ließ sie sogleich, um ihre Reue durch ein gutes Werk an den Tag zu legen, eine gerichtliche Schenkung des Gutes Linnthal an ihre Stieftochter aufsetzen, sandte die Urkunde Ottilien zu, und reiste noch in derselben Stunde nach Paris, um dort, unter ihrem wieder angenommenen Vaternamen, im Hause eines Oheims still und verborgen zu leben.

Der verhaftete Betrüger war (nach seiner Aussage bei dem mit ihm angestellten Verhör) in Mainz geboren, und der Sohn eines Schneiders, Namens Flink, der für die damals dort befindliche Theatergesellschaft arbeitete. Als Bursch von sechszehen Jahren trug der Sohn die fertigen Kleider in die Garderobe, und erhielt dann und wann, als Trinkgeld, ein Billet zur Gallerie. Dadurch ward ihm das Bühnenwesen höchst anziehend, und es entstand in ihm der Wunsch, sich selbst der Schauspielkunst widmen zu können. Man gab seinen dringenden Bitten nach, stellte ihn vorerst als Lampenputzer an, und ließ ihn dann, als Bär in der Zauberflöte, die Bühne zum erstenmale betreten. Nachher erschien er auch in eigner menschlichen Gestalt, doch nur in sehr unbedeutenden Rollen, auf den Bretern. Neid und Kabale ließen ihn, wie er sagte, nicht empor kommen. Darum verließ er nach einigen Jahren diese Bühne, und entlief dem Vater, um sein Glück in der Welt zu versuchen.

Er trat in den Dienst eines Schriftstellers, der ein Tagblatt herausgab, und auch die theatralischen Vorstellungen darin beurtheilte, obgleich er selbst das Schauspiel nie besuchte. Er spielte des Abends lieber

eine Partie Whist in einer geschlossenen Gesellschaft. Indessen mußte sein Schreiber Flink ins Theater gehen, die Schauspieler scharf beobachten, und über ihr Spiel sogleich einen kritischen Aufsatz entwerfen, der dann, von dem Herausgeber in einzelnen Worten verbessert, schnell in der Nacht gedruckt wurde. Am Morgen trug Flink das Blatt in die Häuser der Theilnehmer, die darauf unterzeichnet hatten. Unter diesen befand sich auch eine Sängerin, die einsmals etwas bitter getadelt worden war. Am nächsten Morgen, als sie, aus dem Fenster sehend, ihn ins Haus treten sah, schoß sie, wie eine Furie, aus ihrem Zimmer, und empfing ihn oben an der Treppe mit so gewaltigen Ohrfeigen, daß er beinahe rücklings wieder hinab gefallen wäre. Das Blatt riß sie ihm aus der Hand, trat es mit Füßen, und verbot ihm, sich nie wieder damit vor ihren Augen sehen zu lassen. Wüthend lief er nach Hause, zeigte seinem Prinzipal die unter der kräftigen Hand der Künstlerin geschwollenen Backen, und sagte: er möge künftig sein Blatt selbst herum tragen, und dergleichen klingende Münze, als Botenlohn, in Empfang nehmen. — Damit warf er die noch nicht vertheilten Blätter auf den Tisch, und lief aus dem Dienste.

Von da begab er sich zu einer reisenden Schauspielergesellschaft, die am Main und Rhein von Stadt zu Stadt zog, und mitunter auch ansehnliche Dörfer nicht verschmähte. Sie bestand aus rohem, unwissenden Gesindel, das die ihm zugetheilten Rollen kaum lesen, geschweige denn kunstrecht spielen konnte. Der Einäugige ist König unter den Blinden: so war auch Flink ein Stern der ersten Größe unter diesen Leuten, und bekam immer die wichtigsten und glänzendsten Rollen. Er prunkte als Kaiser und König, besaß aber keinen Groschen in seiner Schatzkammer; denn der Director war immer in der Klemme und nie im Stande, ihm seinen Wochengehalt, der freilich volle zwei Thaler betrug, ganz zu zahlen; er konnte ihm jeden Abend nach der Vorstellung nur so viel verabreichen, als er des folgenden Tages zur nothdürftigsten Stillung des Hungers anwenden mußte. Endlich war auch dieses Almosen nicht mehr zu erhalten. Der Direktor mußte seine kümmerlichen Zahlungen ganz einstellen, und erklärte seiner Heerde, daß er, wegen gänzlich zerrütteter Umstände, seinen Hirtenstab niederlegen müsse, und ihr sammt und sonders wohlmeinend rathe, den Hungerpfad des umher irrenden Schauspielers zu verlassen und auf andern Wegen ihr Brot zu suchen.

Diese Auflösung geschah in einer Gegend am Rhein, wo der Graf Hollbeck ein großes Gut besaß und sich eben daselbst befand. Flink erbot sich ihm zum Kammerdiener; da jedoch dieser Platz besetzt war, nahm er mit einer Bedientenstelle fürlieb. Der Graf behandelte ihn freundlich, und er war vier Monate lang ein treuer und ehrlicher Diener.

Aber zufällig erfuhr er, daß der Graf eine große Summe in Gold besaß, und sie ganz sorglos in seinem Schreibpulte aufbewahrte. Er folgte den Lockungen seines bösen Geistes, sich dieser Summe zu bemächtigen. Der Graf hatte eine auf zwei Monate berechnete Reise nach Berlin angetreten, und seinem treuen Diener Flink die Obhut des Hauses anvertraut, weil er den Kammerdiener und den zweiten Lakaien mit sich genommen. Flink, dem alle Zimmer offen standen, konnte nun, von niemand beobachtet, mit voller Sicherheit den Raub unternehmen. Ein krumm gebogener Nagel öffnete das Schloß des Schreibpultes; die Goldsäcke lagen richtig darin, waren aber so schwer, daß sie sich auf der vorhabenden Diebsflucht nicht in der Tasche forttragen ließen. Was war zu thun? Er log der alten leichtgläubigen Köchin und den Hausmägden vor: er habe vom Grafen einen Brief und

darin den Befehl erhalten, ihm einen Koffer mit Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen mit der Post nach Berlin nachzusenden. Dasselbe Mährchen erzählte er dem Schenkwirth, und verlangte dessen Wagen, der ihn des folgenden Tages mit dem Koffer des Grafen zur nächsten Stadt fahren solle. Der Wirth, dem dieses Vorgeben ganz unverdächtig schien, sandte am nächsten Morgen seinen Wagen ins Schloß, der goldreiche Koffer ward hinauf gehoben, Flink nahm Abschied von der Köchin, versprach in einigen Tagen, nach abgemachtem Postgeschäfte, wieder zu kommen, und die Reise ging fort.

In der nächsten Stadt gab er den Koffer auf die Post, und dazu einen an den Grafen Hollbeck in Dresden poste restante addressirten und mit dem gestohlenen gräflichen Wappen versiegelten Begleitbrief. Den Wagen schickte er nach dem Dorfe zurück, fuhr bis zur dritten Station, wo ihn niemand kannte, mit einem Lohnkutscher, und nahm dort, unter dem Namen des Grafen Hollbeck, Extrapost nach Dresden.

Hier angekommen, ging er in einem sehr feinen, mit dem Johanniterkreuze bezeichneten Kleide des Grafen auf die Post, nannte sich Graf Hollbeck, und forderte den an ihn addressirten Koffer. Er empfing

ihn ohne Umstände, weil das Siegel des Begleitbrieses mit dem vorgezeigten gräflichen Wappen übereinstimmte. Er ließ seine Beute in den Gasthof schaffen, wo er abgetreten war, nahm Extrapost nach Wien, und nannte sich nun in den böhmischen und österreichischen Posthäusern Graf von Kronenburg. Der ihm nachgesandte Steckbrief — der erst nach Verlauf von acht Tagen, in welchen man von Stunde zu Stunde seiner Rückkehr entgegen sah, ausgefertiget wurde — konnte ihn nicht zur Haft bringen, weil er darin als ein in der Livree entwichener Bedienter geschildert war, und man nicht wußte, daß er das gestohlene Gut nach Dresden versandt hatte, was doch der Herr Gerichtsverweser, wenn er etwas schlauer und umsichtiger gewesen wäre, auf der nächsten Post erfahren konnte.

In Wien lebte er einige Monate herrlich und in Freuden. Als ihm aber der Freund des Grafen Hollbeck, den er oft bei der Tafel bedient hatte, hier und da zu Gesicht kam, und er die auf sich gerichtete Aufmerksamkeit bemerkte, auch die von Jenem angestellten geheimen Nachforschungen erfuhr, da hielt er sich in Wien nicht mehr für sicher. Er floh, und kam unter dem Namen eines Grafen von Immenstein in Berlin an.

Wie ihn dort sein eigenes Bildniß verrieth, hörten wir aus dem Munde des Grafen Hollbeck.

Man fand bei dem Diebe nur noch fünfzehen Louisd'or.

Für jedes gestohlene Tausend Thaler erhielt er ein Jahr freie Wohnung und Kost in einem Zuchthause, und als Agio den Willkommen.

Nach Ablauf der zehn Strafjahre ward er über die Gränze gebracht. Sobald er auf freien Fuß gestellt war, schlich er heimlich zurück, und erschien als Bettler in Linnthal, wo Arnold und Ottilie als glückliche Gatten lebten, und auch den Major noch ein heiterer Lebensabend erfreute. Mit Entsetzen über die grauenhafte Gestalt des Vagabunden, der sich frech zu erkennen gab, reichte man ihm ein beträchtliches Almosen. Er besah das Geldstück und sagte: „Hm! eine verdammt geringe Entschädigung für dieß schöne Gut, das schon seit zehen Jahren mein wäre, wenn mich nicht das Schicksal so grausam verfolgt hätte. — Thut nichts! meine Frau muß mich ernähren. Ich werde sie in Paris bei ihrem Onkel finden, dessen Namen sie mir oft genannt hat.“

Er bettelte sich nach Paris, drang ins Haus der von ihm betrogenen Frau, und ließ sich als Graf von Immenstein melden. Bebend vor Schrecken, sandte

sie ihm einen Dukaten, mit der Warnung, nicht wieder zu kommen, wenn er nicht verhaftet seyn wolle. Er kam dennoch, verlangte trotzig Geld, und drohte, als man ihn abweisen ließ, die Zimmerthüren aufzusprengen. Indessen erschienen die schnell herbei gerufenen Polizeidiener, und brachten ihn zur Haft. Aus Paris verwiesen, durchstrich er Frankreich, verübte bedeutende Diebstähle, ward als Mitglied einer Räuberbande ergriffen, und beschloß seine rühmliche Laufbahn auf der Galeere.

III.

Argos, der sprechende Hund.

Eine wandernde Schauspielergesellschaft, die ihr Theater auf einem Karren, den ein Esel zog, bei sich führte und zu Fuß neben her ging, kam in ein ansehnliches Dorf, wo der Mühlmeister Haubold die wichtigste Person war. Das arme Männchen — wie man den Ort nennt, wo habsüchtige und unredliche Müller das unterschlagene Getreide verbergen — hatte ihn zum reichen Manne gemacht, und er besaß, als Schuldheiß und Vicedom des abwesenden Erb = und Gerichtsherrn, große Gewalt. Das Haupt der eingewanderten Künstler wartete ihm daher sogleich auf, und erhielt die Erlaubniß, im Wirthshause einige Vorstellungen zu geben.

Herr Haubold, der für sich und seine Familie freien

Einlaß bedungen hatte, saß vorn auf einem breiten Großvaterstuhle, indeß sich die übrigen Zuschauer mit hölzernen Bänken begnügten. Er schmauchte Tabak, und klapperte fleißig mit dem Deckel seines Bierkruges. Das war das übliche Zeichen, daß ihm frisch eingeschenkt werden sollte. Die Schauspieler nahmen es aber, um ihn unter dem Mantel der Höflichkeit zum Besten zu haben, als einen Stellvertreter der gewöhnlichen Beifallsbezeugungen an, und bedankten sich mit tiefen Bücklingen dafür. Das schmeichelte ihm; er reichte ihnen zur Erkenntlichkeit seinen Krug auf die Bühne, und sie thaten, wenn sie auch eben königliche Herrschaften vorstellten, einen tüchtigen Zug. Eines Abends richtete sich sogar ein eben erdolchter und erstarrter Held vom Boden auf, trank seinen Theil und legte sich dann wieder dem Tod in die Arme.

Das ganze Dorf fand an den aufgeführten Lust- und Trauerspielen großes Behagen. Nur Haubold verläugnete aus Stolz sein inniges Ergötzen, und sagte jeden Abend, wenn der Vorhang fiel: „Dummes Zeug!"

Aber Ludwig, sein Sohn, ein lebhafter Bursch von zwanzig Jahren, war ein schwärmerischer Verehrer und Lobredner der Schauspieler. Der junge Mensch hatte viele natürliche Fähigkeiten. Darum wollte der

Pfarrer, der ihn in früherer Zeit unterrichtete, einen Gelehrten aus ihm ziehen; doch der Vater ließ es nicht zu, sondern zwang ihn, sich dem Nährstande zu widmen. Ludwig gehorchte, ohne deshalb den feinern Beschäftigungen des Geistes, zu welchen ihn sein Lehrer angeleitet hatte, ganz zu entsagen. Er las jedes Buch, das er auftreiben konnte, machte besonders Jagd auf Schauspiele, die ihn unaussprechlich vergnügten, und gerieth vollends jetzt in die höchste Entzückung, als er den todten Buchstaben auf den hohen Bretern leben und weben sah. Der Stand des Schauspielers dünkte ihm das schönste und rühmlichste Loos eines Sterblichen. Er faßte mit Begeisterung den Entschluß, sich selbst in diese Laufbahn zu werfen, und entdeckte seinem Vater, daß er gesonnen sey, mit den anwesenden Schauspielern von dannen zu ziehen.

„Rappelt's dir im Kopfe?" rief der Alte und ergriff sein spanisches Rohr. „Sieh, Bube, diesen Stock schlag' ich auf dir entzwei, wenn du noch ein einziges Wort davon sprichst! Denkst du denn nicht daran, daß du der Sohn eines Mannes bist, der eine Mühle von vierzehn Gängen besitzt? — Ich könnte, wenn ich sonst wollte, eine solche Bande auf meine Kosten unter-

halten, und du, mein einziger Sohn und Erbe, willst mit ihr, wie ein Bettler, herumschweifen!" —

Der Schlaukopf lenkte hurtig ein, erklärte sein Vorhaben für eine Uebereilung, und bat demüthig, der albernen Schwindelei zu vergessen. Er wollte durch diese scheinbare Reue und Bekehrung den Zorn des mächtigen Dorfgebieters von der Schauspielergesellschaft ablenken; doch das gelang ihm nicht. Der Vater lockte ihn, unter dem Vorwande eines Geschäfts, in eine abgelegene Kammer, schloß ihn ein, ging in den Gasthof, und befahl den Schauspielern, das Dorf innerhalb einer Stunde zu räumen. Sie waren, da sie dort keine Seide spannen, sogleich willig dazu, und zogen davon.

Ludwig mußte einen vollen Tag in seinem Kerker aushalten, und erfuhr indessen nicht, was im Wirthshause vorgegangen war. Kaum in Freiheit gesetzt, lief er dahin. Himmel! wie erschrak er, als er die Verweisung der Fremden erfuhr! Dieser Gewaltstreich war ihm ein Donnerschlag: denn mehr noch, als die Schauspielkunst, liebte er Theresen, die Tochter des Directors, ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren. Er faßte auf der Stelle den festen Vorsatz, der Geliebten heimlich zu folgen. Doch schien es ihm rathsam, diesen

Entschluß erst nach einiger Zeit auszuführen. Er wollte indessen den lauernden Vater sicher machen, und die Gesellschaft, deren Reiseplan ihm bekannt war, über die Landesgränze voraus gehen lassen, damit er nicht alsobald bei ihr ausgespürt und durch den gerichtlichen Arm in die Heimath zurück gebracht werden könnte.

Nach vier oder fünf Wochen hatte er das Vertrauen des Vaters in einem solchen Grade wieder gewonnen, daß er von demselben sechs Meilen weit zu Pferde verschickt wurde, um einen bedeutenden Handel zu schließen. Er ritt fort und kam nicht zurück. Der Vater war außer sich, sandte Boten aus, foderte ihn zur Rückkehr durch die Zeitungen auf, und drohte mit Enterbung. Alles umsonst! Ludwig kam nicht wieder.

Er langte glücklich bei den Schauspielern an, und ward, da er eine schwere Geldkatze mitbrachte, jubelnd empfangen. Er bat um Rollen, erhielt sie, und schwang sich in kurzer Zeit zum Matador der Gesellschaft auf. Die Liebe war seine Lehrmeisterin; sie ließ aber ihren Zögling bald im Stiche. Therese fand neue Anbeter, die ihn durch Geschenke bei ihr ausstachen: denn von seiner Katze, die ihn bei dem eigennützigen Mädchen in Gunst gesetzt hatte, war nur der entseelte Körper noch übrig. „O Therese! Therese!" sprach er mit thränen-

den Augen: „Du bist nicht mehr wie sonst! Ich verließ aus Liebe zu dir mein väterliches Haus; es ist mir auf ewig verschlossen, und nun verschließt sich mir auch dein Herz!“ — Die Treulose blieb unempfindlich; sie liebäugelte mit seinen Nebenbuhlern nach wie vor. Da ward er wild, und trennte sich ohne Abschied von ihr und ihren Genossen.

Arm und des heimathlosen Lebens überdrüßig, sehnte er sich ins Vaterhaus zurück; doch er wußte, daß er dort übel empfangen werden würde, und dieser Behandlung wollte er sich, nachdem er ein halbes Jahr lang auf dem Theater als König und Kaiser regiert hatte, nicht unterwerfen. Er wanderte also tiefer in die Welt hinein, spielte auf verschiedenen beweglichen Bühnen, verliebte sich in manche Theaterprinzessin, und es erging ihm nicht besser, als bei Theresen. „Untreue, dein Name ist Schauspielerin!“ rief er aus, und that einen Schwur, sein Herz an kein Mädchen dieses Standes weiter zu fesseln.

Nach Verlauf einiger Jahre wurden ihm die theatralischen Irrfahrten überhaupt in einem solchen Grade zuwider, daß er lieber sterben, als dieses unsichere, schwankende Leben fortsetzen wollte. Er zog eben, als erster Liebhaber, mit einer Gesellschaft, die Mangel

und Unglück von Ort zu Ort verfolgten. Sie scheiterte endlich an die Klippe des Hungers. Die Könige und Helden wurden wieder Lakeien, was sie vorher waren; der zweite Liebhaber griff zum verlassenen Puderbeutel; der Lustigmacher war an allen nützlichen Kenntnissen so arm, daß er Armenvogt werden mußte; einige andere gingen Wege, auf welchen sie diesem ehemaligen Mitbruder, nachdem er mit seiner neuen Würde bekleidet war, vorsichtig auswichen. Ludwig hatte zu dergleichen Standesveränderungen keine Lust. Er entschloß sich lieber, nach Hause zu gehen, und, wie der verlorene Sohn im Evangelium, zu sagen: „Vater, ich habe gesündiget!" — Vor Mißhandlungen war ihm jetzt weniger bange. Er hoffte, die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung würde seinen Vater entwaffnen. In jedem Falle schien es ihm besser und leichter, die ersten Ausbrüche des väterlichen Zorns zu verschmerzen, als länger ein wildes Vagabundenleben zu führen, und zuletzt enterbt zu werden.

Er war von seiner Heimath über hundert Meilen entfernt. Glücklicher Weise hatte er sich in den letzten Jahren einen Nothpfennig erspart, der ihn in den Stand setzte, seine Reise ziemlich anständig mit der öffentlichen Post zu machen. Der Mittelpunkt seines

Weges war eine große, volkreiche Stadt, die wir Olbau nennen wollen. Hier gefiel es ihm, und er verließ die Post, um an diesem Orte einige Tage auszuruhen. Nach wieder gesammelten Kräften durchstrich er, gut gekleidet, die Stadt, und ging hinaus vor ein Thor, wo die schöne Welt unter schattigen Bäumen spazierte. Der wohlgewachsene, blühende Mann, der während seiner theatralischen Wanderungen keine Gelegenheit versäumt hatte, seinen Körper in den Schulen der Tanz- und Fechtkunst zu bilden, ward hier auf der Promenade von mancher blendenden und prangenden Schönheit bemerkt und freundlich angesehen: er aber hatte nur Augen für ein sanftes, wunderliebliches Madonnengesicht, das er in der Mitte zweier alten, häßlichen Männer erblickte. Der eine war äußerst hager, und glich einem Faun. Ihm fehlten zwar die Ziegenohren und Bocksfüße; er hatte aber die kleinen, wollüstig funkelnden und zugleich spitzbübischen Augen der Waldgötter, ihr arglistiges, grinsendes Lächeln, kurz, ihr ganzes Gaunergesicht. Er schlotterte in weiter, altmodischer Kleidung, die aus dem Nachlaß einer hohen Standesperson herzustammen schien, an der linken Seite der jungen Frauensperson, hielt ihren Arm in dem seinigen gefangen, und sprach ihr immer mit

widriger Zärtlichkeit ins Ohr. Sie aber schlug betrübt die Augen nieder, als würde sie von einem Gerichtsdiener ins Gefängniß geführt. Ihr zur Rechten stapfte ein breiter, vierschrötiger Mann, mit der rohen, übermüthigen Geberde eines aufgeblasenen Schenkwirths oder Bierbrauers, der eben an seinen gesegneten Hausstand denkt, und zu jedem, der ihm begegnet, in Gedanken sagt: Du bist gegen mich ein armer Schlucker! — Er war eben nicht gemein, aber plump und unförmlich gekleidet. Sein dicker Kopf glühte mit vollen rothen Wangen aus einer Beutelperücke heraus. In der Hand trug er einen mächtigen Stock mit einem silbernen Knopfe, und focht damit so ungeschliffen um sich her, daß ihm jedermann, der keinen Schlag haben wollte, ausweichen mußte.

Hinter diesen Personen ging ein Dienstmädchen mit einem schweren Handkorbe. Sie nahmen, ohne sich unter den Lustwandlern in der Nähe des Thores aufzuhalten, ihren Weg nach einem Dörfchen, das man nicht weit von der Stadt liegen sah. Ludwig folgte ihnen in einiger Ferne. Er konnte nicht hören, was sie sprachen; aber die heftigen Geberden des dicken Mannes zeigten deutlich, daß er mit dem schönen Mädchen zankte. Das trieb er so, bis sie ins Dorf kamen.

Hier wählten sie sich in einem Wäldchen, das an die Hinterseite des Wirthshauses stieß, einen der Tische, die zu öffentlichem Gebrauch hingestellt waren. Es ward Bier aus dem Wirthshause gebracht. Der Dicke rauchte Tabak aus einem ungeheuern meerschaumenen Kopfe. Die schöne Dulderin strickte, ohne von der Nadel aufzublicken. Der Faun saß neben ihr, schmunzelte sie an, und streichelte und küßte bisweilen ihre Hand. Das alles beobachtete Ludwig hinter einem Gesträuche, wo er sich unbemerkt auf die Lauer gestellt hatte.

Als der Tabaksraucher mit seiner Pfeife fertig war, deckte das Dienstmädchen den Tisch, und trug aus dem Handkorbe das Abendessen auf. Es waren zwei Flaschen Wein dabei. Die Herren tranken tüchtig. Der Faun, von Wein und Liebe voll, warf sich vor der jungen Person auf die Knie, und beschwor sie mit einem Schwall von zärtlichen Ausdrücken, ihm ihre Liebe zu schenken und seine Gattin zu werden. Sie antwortete nicht; sie seufzte nur, und hob wehmüthig, wie eine betende Heilige, die Augen gen Himmel. Da sprang der dicke Mann wüthend auf, schwang seinen Stock über des Mädchens Haupt, und sagte mit don-

ternder Stimme: „Sprich Ja, oder ich schlage dich, daß dir die Sinne vergehn!“ —

Plötzlich stürzte Ludwig, durch diesen Auftritt empört, aus seiner Verborgenheit hervor, und ging mit hastigen Schritten auf den Platz, wo ein Liebesbündniß durch Stockprügel zu Stande gebracht werden sollte. Der Faun erschrak, fuhr schnell empor, stieß mit seinem breternen Rücken an den Tisch, und warf ihn über den Haufen. Die Fluth der zerbrochenen Weinflaschen tränkte die Erde; den Braten entführte ein großer Hund, der längst darauf gewartet hatte, daß ein Brosamlein von der Herren Tische fallen sollte. Der Rundbauch brüllte und schäumte vor Wuth. Er wußte nicht, ob er den Faun, den Hund, oder den fremden Schadenstifter schlagen sollte. Vor allen Dingen lief er mit lächerlicher Anstrengung dem Bratenräuber nach; aber seine schwerfälligen Beine konnten den flüchtigen Vierfüßler nicht einholen. Keuchend kam er zurück, schalt den Faun, der sich seine an der Tischkante gequeschte Schulter rieb, einen unvorsichtigen Faseler, und fuhr auf den Schauspieler los: „Was ist das für Manier, mein Herr, daß Sie, wie ein wilder Eber, aus dem Busche hervor brechen?“

„Es ist *meine* Manier;“ sagte Ludwig. „So

rasch geh' ich immer, und hier ist ein öffentlicher Ort, wo jedermann erscheinen darf."

Mit diesen Worten setzte er sich, ohne daß es der Brummbär zu hindern wagte, an einen der nächsten Tische, zog ein Buch aus der Tasche, gab sich das Ansehen eines aufmerksamen Lesers, schielte aber zu dem lieben Mädchen hin, und ein dankbarer Blick für die bewirkte Rettung begegnete seinen Augen.

Dem Dicken war ein solcher Beobachter unerträglich. Er schnitt ihm, indem die Trümmer des Mahls zusammengerafft wurden, grimmige Gesichter, und ordnete dann den Aufbruch an. Der Faun nahm wieder des Mädchens Arm in Beschlag; sein Gefährte deckte den Rückzug, und machte sich recht vorsätzlich mit seiner ganzen Breite zu einer wandelnden Mauer zwischen den beiden jungen Leuten, die gern noch durch die Sprache der Augen von einander Abschied genommen hätten.

Es versteht sich, daß Ludwig nicht unthätig sitzen blieb. Er schlich der Gesellschaft von weitem nach, und rückte ihr immer näher, je mehr es Abend ward. In den Straßen der Stadt war er nur zwanzig Schritte hinter ihr. Er sah sie in ein Haus gehen, bemerkte mit Vergnügen einen Gasthof gegen über, und eine

halbe Stunde nachher zog er mit Sack und Pack in denselben ein.

Nun ward es ihm nicht schwer, die Namen und Verhältnissen der drei Personen, die ihn zur Veränderung seiner Herberge bewogen hatten, zu erfahren. Herr Knoll, der dicke Mann, und Herr Stange, sein dürrer Freund, waren in jüngern Jahren mit einander bei einem reichen Grafen in Diensten gewesen; jener als Koch, dieser als Kammerdiener; und beide hatten ihren gutmüthigen und achtlosen Herrn so schändlich betrogen und geplündert, daß er in Armuth versank und sie Capitalisten wurden. — Das Mädchen, Namens Susanne Winzer, war eine Waise, und lebte bei dem Herrn Knoll, ihrem Vetter und Vormund, in harter Sclaverei. Er wollte sie durchaus an seinen ehemaligen Raubgenossen verheirathen, und predigte ihr immer vor: es gebe zwischen Himmel und Erde keinen bravern und tugendhaftern Mann. Suschen hatte hingegen erfahren, daß ihr heiliger Freier mit einer übel berüchtigten Weibsperson im vertrautesten Umgange lebe; und das machte ihr den alten Sünder noch verhaßter, als er es ihr ohnedieß war. Sie entdeckte ihrem Vormunde, was sie gehört hatte; aber Herr Knoll erklärte dieses Gerücht für eitel bösen Leu-

mund, und sprach seinen Freund von dergleichen Ausschweifungen völlig frei.

Das waren die Nachrichten, die Ludwig im Gasthofe einzog; und da er zugleich erfuhr, daß Herr Knoll selbst gegen über wohnte, so war er mit seinem neuen Quartiere, das er aufs Gerathewohl gewählt hatte, vollkommen zufrieden. Denn hätte der Faun, wie doch leicht möglich war, seine Höhle hier gehabt, so wäre diese Nachbarschaft unserm Abenteurer wenig erfreulich und ersprießlich gewesen.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, um Suschen am Fenster zu sehen. Aber die erste Erscheinung war Herr Knoll. Er legte sich, im Schlafrock und mit der Nachtmütze, zum Fenster heraus, blies aus einer unförmlich langen Pfeife, die aus dem ersten Stockwerke beinahe bis auf's Straßenpflaster hinab reichte, dicke Tabakswolken von sich, und schnaubte jedem Vorübergehenden, der ihn grüßte, einen trotzigen guten Morgen zu. Nachher ließ er sich von Suschen, die nur dann und wann im Hintergrunde der Stube, wie ein Sonnenblick durch Regenwolken, sichtbar wurde, beim Ankleiden bedienen, und schalt und tobte dabei so laut, daß man es über die Straße herüber vernahm. Bald darauf machte der Faun seinen Morgenbesuch,

kam aber nur, um seinen Freund abzuholen. Sie gingen mit einander in ein nahes Weinhaus.

Nun setzte sich Suschen ans Fenster, und nähte so fleißig, daß der Lauscher im Gasthofe eine halbe Stunde lang vergebens hoffte und harrte, einen Blick zu gewinnen. Endlich war er so glücklich; er verbeugte sich schnell; sie stutzte erröthend, schien sich aber sogleich seiner zu erinnern, und dankte freundlich. Ihre Schönheit entzückte sein Auge, ihre Leiden rührten sein Herz; er schwor in seiner Seele, sie den Händen des Fauns zu entreißen.

Indem er diesen Entschluß faßte, sah er das Dienstmädchen, das Tages vorher dem großen Dorfhunde einen Braten zugetragen hatte, aus Knolls Hause kommen, und die Straße hinab gehen. Das gutmüthige Gesicht der jungen Dirne brachte ihn auf den Gedanken, ihr eine Bestellung aufzutragen. Er eilte ihr nach, redete sie an, fand sie dem guten Suschen sehr ergeben, und vertraute ihr deßhalb ein Blättchen an, worauf er hinter einer Hausthüre mit Bleistift schrieb: „Theuerste, rechnen Sie auf die feuerigste Theilnahme eines unbekannten Freundes, der Gut und Blut daran setzen wird, Ihnen ein besseres Loos zu bereiten.“ —

Die Dirne flog mit dem Briefchen nach Hause.

Auch Ludwig ging in seine Wohnung zurück, und blickte hinter der Fenstergardine zu der Geliebten hinüber. Er sah sie schreiben, und bald darauf ward an seine Thür geklopft. Es war das Dienstmädchen, mit einem Blatte von Suschens Hand. „Ihre Theilnahme," schrieb sie, „rührt mich innig, und ich würde mich glücklich preisen, wenn Sie der Retter wären, den ich mir täglich vom Himmel erbitte." —

„Ja, bei Gott! ich will es seyn!" rief er, und küßte die Schrift. „Die Sache hat nur ein einziges Aber, das mich ängstet. Ich befürchte, Suschen hält mich für reicher und vornehmer, als ich's bin. Mein Vater ist nur ein wohlhabender Landmann."

„Das paßt vortrefflich!" sagte das Mädchen. „Suschen stammt auch vom Lande, und sehnt sich wieder dahin. Ihr Vater war ein armer Dorfprediger, der sie zwar gut erzog, aber ihr nichts als ein paar Dutzend alte Bücher hinterließ, die Herr Knoll schon größten Theils zu Tabakszündern verbraucht hat."

Vergnügt griff Ludwig nach der Feder; er wollte wieder an Suschen schreiben; aber das Mädchen sagte: sie könne sich keinen Augenblick länger aufhalten, weil Herr Knoll um diese Zeit aus dem Weinhause zurück komme, und dann hundert Dinge zu befehlen habe.

Ludwig sah sich also gezwungen, der Geliebten mündlich sagen zu lassen: er reise sogleich zu seinem Vater, um mit demselben Einrichtungen und Maaßregeln zu ihrem Besten zu verabreden; er komme jedoch längstens in drei Wochen nach Olbau zurück, und werde dann nicht eher ruhen, bis er sie aus ihrer traurigen Lage befreit habe.

Mit diesem Auftrage lief die Vertraute fort; und indem sie aus dem Hause schlüpfte, kam schon Herr Knoll mit einem weinrothen Gesichte die Straße herauf und drohte ihr, nach seiner groben Weise, mit aufgehobenem Stocke. Ludwig wußte wohl, daß es dem Mädchen nicht an einer Nothlüge fehlen würde, den Gang in den Gasthof zu verantworten; er aber fand es nun rathsam, sich nicht weiter am Fenster sehen zu lassen, weil sonst der Alte den geheimen Verhandlungen leicht auf die Spur kommen, und allenfalls das Mädchen durch Schläge zur Beichte der Wahrheit zwingen könnte. Ueberdieß ging die fahrende Post, mit welcher Ludwig nach seiner Heimath reisen wollte, in der nächsten Stunde ab; er packte daher geschwind zusammen, bezahlte seine Zeche, verließ durch die Hinterthür den Gasthof, setzte sich auf den Postwagen, und fuhr zum Thor hinaus.

Unter Weges machte er den Plan: er wolle seinen Vater, nach geschehener Aussöhnung, um den Ankauf eines kleinen Landgutes bitten, und dort mit Suschen, die er im Nothfall ihrem Vormunde zu entführen beschloß, ein arkadisches Leben beginnen.

Der Bau dieses Luftschlosses beschäftigte ihn bis zur letzten Station vor seinem Geburtsorte. Er wanderte zu Fuß ins Dorf hinein. Niemand, der ihm begegnete, kannte ihn, und er gab sich Niemanden zu erkennen. Er eilte mit Bangigkeit nach dem Platze, wo man von dieser Seite her, wie er wußte, das rothe Ziegeldach der väterlichen Mühle zuerst aus einer Umgebung von Bäumen hervor leuchten sah. Er kam zur Stelle; er blickte hin, und fuhr bestürzt zusammen: denn das ersehnte Haus war verschwunden. Zitternd und zagend ging er näher; da fand er an der Stätte, wo vormals das stattliche Gebäude stand, einen großen Schutthaufen, und schwarz und verkohlt lag das Gebälk umher. „Gott im Himmel!" rief er mit Entsetzen, und lehnte sich an einen nahen, vom Feuer beschädigten Baum.

Sieh, da erhob sich auf dem Schutthaufen ein Hund, sprang mit freudigem Geheul und wedelndem Schwanz auf ihn zu, sprang an ihm empor, leckte

ihm Gesicht und Hände, und stieß klägliche Töne aus, als wollte er das vorgefallene Unglück erzählen. Es war der treue, von ihm erzogene Argos. Der Pfarrer hatte ihn, nach dem Hunde des Odysseus, so genannt; und, wunderbar! wie den griechischen Helden, nach langer Abwesenheit, sein alter Hund, auf dem Dünger liegend, erkannte, so kam dem heimkehrenden Ludwig der seinige vom Aschenhügel des Vaterhauses entgegen.

Der betäubte Jüngling wußte nicht, wo er den vormaligen Bewohner dieser Ruinen aufsuchen sollte. Sie lagen von den übrigen Häusern des Dorfes entfernt, und er sah keinen Menschen umher. Argos faßte ihn am Rockzipfel, und bemühte sich, ihn vom Platze hinweg zu ziehen. Er folgte fast bewußtlos dem Thiere. Es führte ihn nach dem Pfarrhause. Er klopfte furchtsam an die wohlbekannte Studierstube.

Der Pfarrer trat heraus, sah ihn fremd an, und fragte nach seinem Namen und Begehren. Ludwig nannte sich. Der Geistliche schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, führte ihn in die Stube, und erzählte ihm Folgendes: „Es sind heute gerade vier Wochen, als wir eine Stunde nach Mitternacht durch Feuergeschrei aus dem Schlafe geweckt wurden. Die

Mühle stand in Flammen. Beherzte Männer drangen hinein, fanden Ihren Vater mit Wunden bedeckt, und sammt allen Hausgenossen mit Stricken gefesselt. Die Unglücklichen wurden den Flammen entrissen; aber das Gebäude war nicht zu retten. Ich nahm Ihren Vater bei mir auf, und erfuhr von ihm die Geschichte seines Unglücks. Es waren am Abend vor der Schreckensnacht sieben oder acht furchtbar aussehende Männer zu ihm gekommen, hatten sich für reisende Mühlknappen ausgegeben und Nachtlager begehrt. Er versagt's ihnen, und da sie nicht weichen wollen, ruft er seine Leute zusammen, und treibt die Fremdlinge mit Gewalt aus dem Hause. Aber Nachts gegen zwölf Uhr kommen sie verstärkt zurück, stürmen die Thür auf, überfallen den Vater mit Mordgewehren, verwunden und binden ihn, rauben ihm dreitausend Thaler in Gold, stecken das Haus in Brand und eilen davon. Der arme Vater überlebte diese gräßliche Begebenheit nur vier und zwanzig Stunden. Er starb in meinem Hause."

Erschüttert schrie Ludwig laut auf, verhüllte sein Gesicht, und vergoß einen Strom von Thränen.

Als er sich etwas beruhiget hatte, sagte der Pfarrer: „Ihr Argos hat sich schon, wie ich sehe, zu Ih-

nen gefunden. Haben Sie aber auch die Narben der Wunden bemerkt, die er im Kampfe mit den Räubern erhielt? Er vertheidigte herzhaft seinen Herrn, ward niedergehauen, und ein mitleidiger Mensch, der ihn winselnd in seinem Blute fand, rettete ihn aus den Flammen. Seine Treue verdiente den Lohn, daß ich ihn durch einen Thierarzt, den ich deßhalb aus der nächsten Stadt berief, heilen ließ. Seitdem bewacht er Tag und Nacht die traurigen Ueberreste des Herrenhauses, und kommt nur bisweilen zu mir, um bescheiden und genügsam seinen Hunger zu stillen."

Ludwig liebkosete den Getreuen und sagte: „Du bist mein einziges Erbtheil!"

„O nein, so ganz verarmt sind Sie doch nicht!" sprach der Pfarrer. „Das baare Geld und die Gebäude sind freilich verloren; aber die Mühlgerechtigkeit und die Grundstücke werden sich bald um ein ansehnliches Kaufgeld an den Mann bringen lassen."

So sprach er noch manches tröstliche Wort, enthielt sich, um den Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, aller Vorhaltungen über seine heimliche Flucht, ermuthigte ihn durch Wein, und führte ihn, als es Schlafenszeit ward, zu dem für ihn bereiteten Lager.

Ludwig genoß aber keines wohlthätigen Schlum-

mers; er schwankte, wie ein Fieberkranker, zwischen Schlafen und Wachen, und in diesem Zustande bekam er einen überraschenden Besuch. Es schlarfte ein altes Männlein, nur eine Elle hoch, mit einem langen greisen Barte, und in ein hellblaues, mit Mehl bestäubtes Röcklein gekleidet, zur Thür herein, trat vor sein Bett und sagte: „Nu, Du Herumschwärmer! bist Du endlich wieder da? Der Vater ist todt, die Mühle ist niedergebrannt: was willst Du hier? Geh eilend nach Olbau zurück, und nimm den Argos mit; er wird dort Dein Glück machen. Damit Dir aber dieser wohlgemeinte Rath weder ein grundloses Gewäsch noch ein Fallstrick scheine, so wisse: ich bin der Hausgeist, der Deinen Voreltern seit Jahrhunderten treu ergeben war, und auch Dich in Deiner Kindheit oft auf den Armen trug. Drum folge mir, es wird Dich nicht reuen." —

Dieß gesagt, ging er wieder zur Thür hinaus, ehe sich Ludwig eine Erklärung, auf welche Art ihn der Hund glücklich machen werde, ausbitten konnte. Der Auftritt war unstreitig nichts anders, als ein Fiebertraum, der sich durch eine alte, vom Vater auf den Sohn fortgeerbte Sage, daß seit hundert Jahren ein solcher Hausgeist in der abgebrannten Mühle einhei-

misch gewesen sey, in Ludwigs unruhiger Seele gebildet hatte. Er stand, als es Tag wurde, selbst in Zweifel, ob er die Erscheinung für wirklich oder für ein bloßes Traumgesicht halten sollte; doch beschloß er, dem Rathe des Männleins zu folgen. Dem Pfarrer, den er in frühern Zeiten oft über Geisterseher spotten hörte, verschwieg er den Vorfall; er sagte ihm nur, daß er, wegen gewisser Angelegenheiten, unverzüglich nach Olbau zurück gehen und den Argos mitnehmen wolle. Der Geistliche hatte nichts dagegen, lieh ihm ein Sümmchen zu Bestreitung der Reisekosten, übernahm das Geschäft, die liegenden Gründe zu verkaufen, und sie schieden freundlich von einander.

Ludwig machte es, wie die Apostel, die dem Befehle: Gehet hin! wörtlich gehorchten; er wanderte zu Fuß, weil der Geist gesagt hatte: Geh nach Olbau zurück! Es schien ihm möglich, daß gerade von dieser apostolischen Art des Fortkommens das ihm geweissagte Glück abhängig sey. Auch fiel ihm ein, daß es ihm oft verdrießlich gewesen war, wenn ungeschliffene Gesellen große Hunde mit auf den Postwagen nahmen, und ihm und andern Gefährten damit lästig fielen. Er wollte sich daher, da Argos auch kein

Schooßhündchen war, diese Unschicklichkeit nicht selbst zu Schulden kommen lassen.

Sie pilgerten also traulich zusammen. Ludwig dachte indessen dem sonderbaren Rathe des Hausgeistes weiter nach, und schon in der ersten Reisestunde ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er erinnerte sich, daß Argos in seiner Jugend bisweilen seltsame Töne von sich gab, die der menschlichen Aussprache deutscher Worte glichen. Diese natürliche Anlage hatte sich damals immer mehr entwickelt, als ihn Ludwig in die Lehre nahm. Die Verfahrungsart bei diesem Unterrichte war etwas derb. Der Lehrer faßte mit beiden Händen des Schülers Kinnbacken, und drückte sie so lange, bis dadurch ein Laut entstand, der dem zugleich vorgesagten Worte ähnlich klang. So lernte Argos, wie ein Papagei, eine beträchtliche Zahl von Worten nachsprechen, und that es in der Folge freiwillig, auf ein gegebenes Zeichen. Der Pfarrer erzählte einsmals bei dieser Gelegenheit: es habe schon ehedem einen solchen sprechenden Hund gegeben, der im Jahre 1712 zu Leipzig öffentlich aufgetreten sey, und sich sogar die Ehre erworben habe, von dem berühmten Philosophen Leibnitz in einer seiner Schriften erwähnt zu werden.

Das alles kam jetzt dem Reisenden wieder in die Gedanken. Er machte sogleich auf der Straße einen Versuch, ob Argos der Sprache noch mächtig sey, und er war es. Er sprach besonders die Worte: Guten Tag! ungemein deutlich aus, und begrüßte damit aus eigener Bewegung ein Paar Bauern, die gemächlich neben einander zu Markte ritten. Sie wußten nicht, wo der höfliche Zuruf herkam, weil Ludwig eben in ein nahes Haus gegangen war, und Argos, das Reisebündel bewachend, allein am Wege saß. Sie blickten links und rechts, und warfen ihre Augen gerade auf den Hund, als er seinen Gruß wiederholte. Da stießen sie, von Entsetzen ergriffen, ihren Rößlein die Fersen in die Flanke, jagten über Hals und Kopf davon, verloren Kober und Säcke, und Ludwig, der jetzt zurück kam, mußte die ganze Macht seiner Stimme aufbieten, um ihre thörichte Flucht zu hemmen, und sie zur Aufsammelung ihres verzettelten Eigenthums zu bewegen.

Dieser lächerliche Vorfall überzeugte ihn, daß die Sprachfertigkeit seines Hundes auf fremde, mit ihr noch nicht bekannte Menschen einen mächtigen Eindruck mache, und ihm allenfalls, wenn er sie eine Zeit lang in großen Städten zur Schau stellte, eine hinreichende Summe

Geldes verschaffen würde, um sich mit Suschen irgendwo auf dem Lande häuslich niederlassen zu können. Es ward ihm auch wahrscheinlich, daß der Nachtgeist seinen Rath nicht anders gemeynt habe, und er nahm sich vor, in Olbau die erste Probe anzustellen. Er setzte daher, theils wandelnd, theils in den Nachtherbergen, den Sprachunterricht fleißig fort, damit sein Lehrling ersprießlichen Beifall einernten möge.

Er traf in Olbau ein, versagte sich aber die angenehme Herberge in Knolls Nachbarschaft, um nicht zu frühzeitig von ihm bemerkt zu werden. Aber an Suschen schrieb er sogleich, und meldete ihr: er habe zwar in seiner Heimath ein unerwartetes Unglück gefunden, doch sey er in Besitz eines Hülfsmittels, das ihn bald in den Stand setzen werde, sein Wort zu halten. Dieses Briefchen übergab er Suschens treuer Dienerin, unterrichtete sie zugleich von der Beschaffenheit seiner lebendigen Hülfsquelle, und bat dringend, ihm Mittel und Wege an die Hand zu geben, wie er sich mit Suschen besprechen könne. Die Unterhändlerin machte wenig Hoffnung dazu, doch versprach sie, sobald sich die erste Möglichkeit einer Zusammenkunft zeige, ihm unverzüglich davon Nachricht zu geben.

Des folgendes Tages verschaffte er sich obrigkeitliche

Erlaubniß, die Künste seines Hundes öffentlich darzustellen. Sein Unternehmen gelang über alles Erwarten. Der Zulauf der Neugierigen war so groß, daß er innerhalb acht Tagen gegen fünfhundert Thaler gewann.

Eines Morgens kam Suschens Dienerin eilend zu ihm, und sagte: „Wir haben durch einen glücklichen Zufall erfahren, daß Herr Stange seine Buhlerin auf den Abend zu sich bestellt hat. In dieser Gesellschaft möchte ihn Suschen gern von ihrem Vormund ertappen lassen. Sie will daher gegen Abend ein Verlangen äußern, ihren Freier zu besuchen. Herr Knoll wird diesen Einfall loben, und sich stracks mit ihr auf den Weg machen. Aber höchst wahrscheinlich bringt Herr Stange die liederliche Kreatur geschwind auf die Seite, wenn an seine Thüre geklopft wird. In diesem Falle wünschen wir, daß der verborgene Schatz durch Ihren sprechenden Hund an's Licht gebracht werde. Suschen bittet Sie deßhalb, zwischen acht und neun Uhr unter den Fenstern des Herrn Stange, der an der Ecke der Pomeranzenstraße wohnt, vorüber zu gehen, und laut zu rufen: Wer beliebt, den sprechenden Hund zu sehn und zu hören? — Dann wird Suschen veranstalten, daß Sie eingeladen werden, ins Haus zu kommen."

Ludwig wandte dagegen ein: daß er die Künste sei-

nes Hundes nicht auf öffentlicher Straße auszubieten pflege; doch wolle er, Suschen zu Gefallen, dieß Mal eine Ausnahme machen, und werde zu rechter Zeit erscheinen.

Suschen bezeigte sich den ganzen Tag gegen ihren Vormund sehr artig; und als er nach dem Abendessen vor langer Weile nicht wußte, was er anfangen sollte, sagte sie schmeichelnd: „Lieber Herr Vetter, ich hätte wohl Lust, einmal auszugehen, und unsern Freund Stange zu besuchen.“

Herr Knoll starrte sie an und fragte, ob das ihr Ernst sey. Die Heuchlerin schlug, als schämte sie sich einer zärtliche Schwachheit, die Augen nieder, und sprach ein leises Ja. „Nun, das ist schön, daß Du vernünftig wirst!“ rief er aus. „Ich will Dich mit Vergnügen zu dem guten Manne begleiten. Er wird Freudenthränen weinen.“

Sie kleideten sich rasch, eilten nach der Pomeranzenstraße, und mit geballter Faust schlug Knoll an seines Freundes Thür. Kein Mensch in der ganzen Stadt klopfte so ungeschlacht. Drum wußte der Faun sogleich, wer draußen war, und gerieth in Höllenangst, weil er seine Courtisane wirklich bei sich hatte. Er versteckte sie so geschwind als möglich, und räumte den Kuchen

und die Weinflaschen, die auf dem Tische standen, hinweg. Der Donner der Faust erschütterte indessen rastlos die Thür. Zitternd öffnete sie der Faun. „Potz Element! sitzt Ihr denn auf den Ohren?“ fuhr Knoll auf ihn los. „Es ist gar nicht fein, daß Ihr so langsam aufmacht, wenn Euch ein hübsches Mädchen besuchen will.“

Jetzt trat Suschen hinter dem breiten Manne hervor. Der Faun erschrak auf's neue, krümmte sich freundlich wie ein Ohrwürmchen, und führte sie an der Hand in sein Zimmer.

„Mich durstet!“ rief Herr Knoll, als er sich kaum gesetzt hatte. „Gebt mir was zu trinken!“

Der Faun brachte eine Flasche Bier, und entschuldigte sich, daß er nicht mit Wein dienen könne, weil sein Aufwärter eben nicht bei der Hand sey.

„Elende Junggesellen-Wirthschaft!“ brummte Herr Knoll, und verschmähte das säuerliche Bier, wovon er nur nippte.

Unter langweiligen Gesprächen, die der Faun in merklicher Zerstreuung führte, verging eine halbe Stunde. Jetzt rief Ludwig auf der Straße: „Wer beliebt, den sprechenden Hund zu sehn und zu hören?“ — „Ach, der Mann mit dem sprechenden Hunde!“ sagte Sus-

chen. „Rufen Sie ihn doch herein, lieber Herr Stange! Ich möchte das Wunderthier für mein Leben gern sehen!"

„Was Du für Einfälle hast!" sprach der Vormund. Doch dem Faun, der jeden Augenblick die Entdeckung seiner Streiche befürchtete, war diese Ablenkung der Aufmerksamkeit von sich und seiner sichtbaren Angst sehr erwünscht. Er riß das Fenster auf, und rief: „He da! der sprechende Hund komm herein!"

Ludwig kam. Die beiden Männer kannten ihn nicht mehr, und bemerkten weder den Blick, womit er Suschen begrüßte, noch ihr verlegenes Erröthen. Der Faun foderte ihn auf, seinen Hund schwatzen zu lassen. Argos redete mancherlei. Endlich sprach sein Herr zu ihm: „Sage mir, mein kluges Thierchen, wie viel Personen befinden sich in diesem Zimmer?"

Argos sah sich um, und stieß, auf ein ihm unmerklich gegebenes Zeichen, vier kurze Töne aus, welche die Zahlen eins, zwei, drei, vier, andeuten sollten.

„Vier Personen gibst Du an?" sagte Ludwig. „Ich sehe ja nur drei! Denn ich, das weißt du, komme nicht mit in Rechnung."

„Die dumme Bestie kann nicht drei zählen!" murmelte Knoll.

„Argos, du machst uns Schande!" sprach Ludwig. „Sieh dich noch einmal um und rede, wie sich's gebührt!"

Der Hund wandte seine Augen umher, und ließ sich wieder mit den vorigen vier Tönen vernehmen.

„Meine Herren," sagte Ludwig, „ich behaupte nun kühn, daß sich noch irgend eine Person in diesem Zimmer unsichtbar aufhält. Ich weiß kein Beispiel, daß sich mein Hund zweimal hinter einander geirrt hätte."

Der Faun erblaßte, zitterte wie Aespenlaub, und läugnete stammelnd.

„Das ist doch neckisch!" rief Knoll. „Es müßte jemand dort in dem großen Schranke stecken."

Und indem er das sagte, ging er hastig darauf zu, warf den Faun, der ihn aufhalten wollte, wie ein Strohbündel bei Seite, riß den Schrank auf, und prallte mit einem Schrei zurück, als eine junge weibliche Gestalt, die steif und gepreßt, wie in einem Schilderhause, darin stand, wüthend heraus fuhr, und Kuchenteller und Weinflaschen hinter ihr her fielen. Sie stürzte mit ausgespreizten Fingern auf Ludwig los, um Rache an ihm zu nehmen; aber plötzlich stand sie, wie in einen Stein verwandelt. — „Ha, Therese!" — rief Ludwig. „Sind Sie es? — Spielen Sie jetzt auf solchen Privattheatern? — Ich

hatte Sie längst vergessen, und nun rächt mich noch so spät der Zufall an Ihnen!" —

„Aber, zum Teufel! was ist das für Wirthschaft?" wetterte Knoll dazwischen, und ging dem Faun, der sich in einen Winkel verkrochen hatte, zu Leibe. „Hört, Ihr seyd ein Schuft!" schrie er ihn an. „Ihr werbt um ein ehrliches Mädchen, und habt Buhldirnen im Schranke! — Ihr bewirthet Euren besten Freund mit saurem Biere, und jene Geschöpfe mit Wein! — Pfui, Ihr seyd ein schlechter Kerl!" —

Der Faun, der nun doch Freundschaft und Braut auf ewig verloren sah, sprühte wie eine Katze, die ein Hund anbellt, aus dem Winkel hervor, und verbat sich dergleichen Schmähungen. Knoll machte eine rückgängige Bewegung; der Faun hielt sie für Flucht, drang ihm muthig nach, und fuchtelte ihm mit seiner langen, knöchernen Hand um die Ohren herum. Jener aber machte seinen Rückzug bloß in der Absicht, sich zu bewaffnen. Er holte seinen Stock, und züchtigte grimmig damit den alten Sünder, der fliehend Tische und Stühle zu Boden rannte, und Zeter Mordio schrie. Therese wollte dem Wütherich entwischen, aber noch in der Thür bekam sie einen Denkzettel von ihm. Er setzte dann hastig den Hut auf, faßte Suschens Arm,

und enteilte schnaubend mit einem Fluche, der den Faun auf immer aus seinen Augen verbannte.

Ludwig ward bei diesem Getümmel ganz übersehen. Er ging Suschen behende nach, drückte ihr auf der unbeleuchteten Treppe die Hand, und ward mit einem zärtlichen Gegendruck für seine wohlgelungene Mühe belohnt.

Am folgenden Tage ließ ihn der junge Fürst, der damals in Olbau sein Hoflager hatte, zu sich berufen. Argos griff sich vor der hohen Versammlung besonders an; der Fürst bezeigte Lust, ihn zu kaufen. Ludwig sagte: er trenne sich von dem nutzbaren Thiere nicht eher, bis es ihm ein kleines Landgut erworben habe. Der Fürst, dem für Hunde und Pferde, die er besitzen wollte, kein Preis zu theuer war, bot ihm einen in der Nähe der Stadt liegenden Meierhof als Kaufschilling an. Ludwig antwortete: er würde sich keinen Augenblick bedenken, den Handel zu schließen, wenn er nur versichert wäre, daß ihn der Besitz des angebotenen Meierhofes reich genug mache, um von dem Vormunde eines gewissen Mädchens als Freier angenommen zu werden. Der Fürst fragte, wie der Vormund heiße; und als er Knolls Namen hörte, sagte er: „Mich dünkt, dieser Mann hat mit mir in Geschäften

gestanden.“ Er ließ einen Cabinets-Secretär rufen, und es entwickelte sich jetzt, daß Herr Knoll der Mann war, der einige Jahre zuvor die Anlegung und Verwaltung eines fürstlichen Getreide-Magazins übernommen, aber ein paar tausend Thälerchen für Bodenriß und Mäusefraß in Rechnung gebracht hatte, und deßhalb noch in Untersuchung befangen war.

„Was kann aus der Sache heraus kommen?“ fragte der Fürst.

„Wenig oder nichts!“ antwortete der Secretär. „Die Untersuchung geht noch ihren Gang; der Angeschuldigte läugnet, und ist schwer zu überführen.“

„Der Prozeß gegen ihn,“ sagte der großmüthige Fürst, „soll ganz niedergeschlagen werden, wenn er sich zur Genehmigung der gewünschten Heirath bequemt. Ich erlaube, ihm das in meinem Namen zu sagen, und allenfalls mag es ihm mein Cabinets-Secretär beglaubigen.“ —

Knoll fiel gleichsam aus den Wolken, als Ludwig und der Secretär bei ihm erschienen und ihre Worte anbrachten. In trunkener Betäubung willigte er ein; denn die vom dem Fürsten unterstützte Brautwerbung war ihm ein Befehl, dem er nicht zu widersprechen wagte, und die Lossprechung von Schuld und Strafe

hob ihm eine drückende Last vom Herzen. Ueberdieß war es ihm nun ziemlich gleichgültig, wen seine Mündel heirathete, da sich die im Werke gewesene Verbindung mit dem unzüchtigen Faun zerschlagen hatte. Suschen ward gerufen. Zitternd vor Freude vernahm sie, wovon die Rede war, und Ludwig umarmte sie als seine Braut.

IV.

Der ahnenstolze Schulmeister.

1.

Rudolf, der zehnjährige Sohn des Försters Wigand in Hilgendorf, kannte alle Bäume des Waldes, alle Fährten des Wildes, aber das große A noch nicht. Der Vater wollte mit dem Schulmeister Bärenstein, den er einen hochmüthigen Fantasten nannte, auf keine Weise etwas zu schaffen haben. Rudolfs Mutter betrübte sich über des Knaben rohes Aufwachsen, und bat unabläßig ihren Gatten, seine Abneigung gegen den Schulmann, zum Heil ihres Sohnes, zu überwinden. Endlich gab er nach, und ließ bei dem Pädagogen anfragen, wann er seinen Sohn bei ihm einführen könne. Die Stunde der Audienz ward bestimmt. Der

Monarch der Schule, ein langer, hagerer Mann, stand in der Mitte seines Prunkzimmers in einer majestätischen Stellung, und hielt eine Rolle von Goldpapier, wie einen Zepter, in der Hand. Wigand sagte kurz: „Da bring' ich Ihnen meinen Jungen. Ziehen Sie einen gescheidten Kerl aus ihm!" — „Ich werde mein Bestes thun;" sagte der Meister ernst und kalt, und wandte sich zum Knaben mit der Anrede: „Empfange hier das seit alter Zeit gewöhnliche Handgeld!" — Hiermit übergab er ihm die goldne, mit Rosinen und Mandeln gefüllte Rolle.

Wigand, der seine Sache nun abgemacht und keine Lust zu einer weitern Unterhaltung mit dem stolzen Manne hatte, wollte jetzt abtreten; aber Bärenstein führte ihn am Arme zu einem an der Wand befestigten Stammbaume und sagte: „Betrachten Sie hier meinen vormals sehr blühenden, doch leider seit hundert Jahren gänzlich abgestorbenen Stammbaum! Meine Urahnen waren berühmte Feldherren, Staatsminister und andere hohe Herrschaften, auch schon im Mittelalter siegreiche Turnierhelden; aber unglückliche Verhältnisse brachten mein ruhmvolles Geschlecht nach und nach so herunter, daß es sich, in Armuth versunken, seiner adeligen Würde entäußern und sich theils dem

geistlichen Stande widmen, theils bürgerliche Gewerbe treiben mußte. **Fuimus Troës!** Mit unserer Herrlichkeit ist's aus! Ich — so zu sagen — ein armseliger Schulmeister, schloß die Reihe, ohne jedoch meinen glorreichen Ahnherren Schande zu machen. Lebt' und starb doch auch Dionysius, der entthronte Beherrscher von Syrakus, als Schulhalter in Korinth. Das Geschlecht von Bärenstein erlischt mit mir. Ich habe keinen Sohn, der vielleicht, vom Glück begünstiget, den verschwundenen Glanz unserer Familie wieder herstellen könnte. Vor zwanzig Jahren weissagte mir eine Zigeunerin: daß mein verdorrender Stammbaum auf's neue erblühen würde. Das bewog mich, geschwind zu heirathen: aber mein Stammbaum empfing keinen neuen Sprößling. Nachher kam mir wieder einmal eine alte Wahrsagerin in den Wurf, und diese sprach aus: es würden mir zwei Töchter geboren werden, die mich dereinst aus dem Staube erheben würden. — Nun, die Töchter sind da, ob sie mir aber das Wort der Prophetin erfüllen werden, das muß ich erwarten."

2.

Adelgunde, die jüngere, ein niedliches, blauäugiges Kind von neun Jahren, saß strickend auf einem Bänkchen am Fenster. Rudolf sah hin, das Mädchen sah her; sie waren sich in einem Nu gut geworden. Da Bärenstein, indem er vor dem Stammbaume stand, den jungen Leutchen den Rücken zukehrte, so schlich Rudolph zu Adelgunden, und bot ihr die geöffnete Rolle des empfangenen Naschwerks. Sie nahm bescheiden eine Rosine heraus und dankte auf die anmuthigste Weise. Vergnügt bat er sie, den ganzen Vorrath anzunehmen. „Das darf ich nicht," flüsterte sie ihm vertraut ins Ohr. Dringend wiederholte er seine Bitte. Da hüpfte sie, mit der Düte in der Hand, zum Vater und sagte: „Papa! der kleine Wigand will mir seine Rosinen und Mandeln schenken. Darf ich sie nehmen?" — Ohne Bescheid auf diese Frage, wandte sich Bärenstein zu Rudolf, und sagte mit ernstem Gesichte: „Vorerst muß ich bemerken, daß es unschicklich ist, ein eben erst erhaltenes Geschenk sogleich wieder aus den Händen zu geben. Uebrigens will ich die Schenkung genehmigen." — Fröhlich sprang die

Kleine nach ihrem Bänkchen zurück, dankte Rudolfen mit einem Druck der Hand, und naschte nun mit Vergnügen.

Am folgenden Morgen stellte sich der angehende Student früher als die andern Knaben in der Schule ein. „Du kannst doch lesen?“ fragte der Meister. „Nein, lieber Herr!“ antwortete Rudolf: „Ich kenne das Rudel der Buchstaben nur vom Hörensagen.“ „Das ist entsetzlich!“ rief Jener, und schien sich noch mißfälliger aussprechen zu wollen; aber zum Glück sah er, am Fenster stehend, einen Jägerburschen des Försters zwei tüchtige Hasen ins Schulhaus herein tragen. Sogleich zog er andere Saiten auf, und sagte mit milder Stimme: „Du würdest ein Spott der ganzen Dorfjugend werden, lieber Sohn, wenn du in ihrer Mitte anfangen wolltest, das A B C zu lernen. Darum will ich dich durch meine Tochter Adelgunde, die gegen dich eine Gelehrte ist, in Privatstunden so lange unterrichten lassen, bis du in der öffentlichen Schule mit Ehren erscheinen und Sitz und Stimme haben kannst.“ — Rudolf freute sich heimlich, eine so angenehme Lehrerin zu bekommen, und Bärenstein führte ihn in seine Wohnstube zu seiner Gattin und den Töchtern.

Helene, die ältere, ein Mädchen von zwölf Jahren, war eiue schlanke, schöne Gestalt; Adelgunde versprach eben so schön zu werden. Sie ward vom Vater zu Rudolphs Lehrerin ernannt und ihr feierlich anempfohlen, ihn besten Fleißes im Lesen und Schreiben zu unterrichten. „Das soll mit Vergnügen geschehen;" antwortete sie: „wird aber auch mein Schüler, der mir über den Kopf gewachsen ist, gern von mir lernen?" — „O, von niemand lieber!" rief Rudolf. Nun begab sich der Vater in die große Schulstube, wo die indessen angekommenen Buben gewaltig lärmten. Adelgunde schob zwei Stühle an den Tisch, legte ein A b c buch und ein dünnes Stäbchen auf die Tafel, erhob drohend den Bakel, und sagte mit drolligem Ernst: „Mit diesem Stäblein werden unfleißige und unfolgsame Schüler gestraft. Wonach sich zu achten!" — Die Mutter, eine liebe, sanfte Frau, ermahnte die Muthwillige, keine Possen zu treiben, und es ging nun ernsthaft ins A b c hinein.

3.

Rudolf strengte sich möglichst an, die Lehren des kleinen Rosenmundes zu fassen; es gelang ihm auch über seine Erwartung. Das Schulhaus, das ihn bisher immer, wie eine schwarze Bastille, angeschaudert hatte, war ihm jetzt ein heiteres Lustschloß. Nach den Unterrichtsstunden vergnügte er sich mit Adelgunden im Garten hinter dem Hause, worin ihr ein eigener kleiner Bezirk von den Aeltern verliehen war. Da blühte jetzt besonders das liebliche Pflänzchen Vergißmeinnicht — auch blauer Augentrost genannt — und die Buchstaben R und A umschlangen sich mit grünen Armen der Kresse. So vergingen Sommer und Herbst. Der Winter war dem kleinen Paare nicht so günstig. In beständiger Gegenwart der Mutter und Schwester ließ sich wenig sprechen, was nicht auf Lesen und Schreiben Bezug hatte.

Eines Tages aber hatte die Frau Pfarrerin Helenen und ihre Mutter zum Kaffee eingeladen. Gundchen, die noch nicht für voll angesehen wurde, war nicht mitgebeten und mit ihrem Schüler allein. Sie wollte den Unterricht wie gewöhnlich anfangen; er aber sagte:

„Nein, wir kehren heute den Spieß um. Du hast mich lange genug geschulmeistert; nun sollst du mir einige Nüßchen aus dem Forstfache aufknacken. Um dir aber Respekt einzuflößen, will ich zuvor die Tracht eines würdigen Lehrers anlegen.“ Damit griff er nach des Vaters Stutzperrücke, die frisch gekräuselt und gepudert auf dem Perrückenstocke hing. „Um Gottes Willen, berühre das Heiligthum nicht!“ rief Gundchen: „das könnte dir übel bekommen!“ — Er ließ sich aber nicht abhalten, schwang die Perrücke auf den Kopf, zog eine schwarze Aermelweste des Schulmeisters über sein grünes Jäckchen, knöpfte sie von oben bis unten zu, setzte sich, mit dem Bakel in der Hand, an den Tisch, und examinirte Gundchen über allerhand Forst- und Jagdsachen. Sie bestand so schlecht, daß sie zur Strafe ein Knippschen nach dem andern auf die Finger bekam. Geschrei und Gelächter konnten dabei nicht fehlen.

Aber diese Schmerz- und Freudentöne unterdrückte plötzlich ein gewaltiger Dämpfer. Der rechtmäßige Perrückenherr brach mit dem Ausruf: „Ha! du Teufelsbrut!“ zur Thür herein, riß den Professor der Forstwissenschaft von seinem Lehrstuhl auf und koranzte ihn eine Weile in der Stube herum, daß er die Wände

hätte hinan laufen mögen. Dann hob er ihm die Perrücke säuberlich vom Kopfe, und gab sie dem hölzernen Haupte zurück. Indessen hatte Rudolph schon die tüchtig ausgeklopfte Aermelweste von sich geworfen, und floh aus dem Hause. „Lauf, lauf, Bube!" donnerte Bärenstein ihm nach: „Komm mir nicht wieder vor die Augen!" — Adelgunden, die in einen Winkel geflüchtet war, drohte er nur mit dem Finger, und sagte: „Schäme dich, daß du dich mit dem jungen, einfältigen Hasenritter so gemein machtest! Du solltest deines bedeutsamen Taufnamens, den ich mit gutem Bedacht wählte, immer eingedenk seyn!" —

4.

Am folgenden Morgen bekannte Rudolf seinen Aeltern, daß er von dem Schulmeister, wegen scherzhaften Aufsetzens seiner Stutzperrücke, verbannt worden sey. Daß er auch geschlagen worden, verschwieg er weislich, weil sich der Vater sonst mit dem Schulmeister unversöhnlich überworfen hätte. Die Verspottung der ihm höchst widerwärtigen Perrückentracht belustigte den alten Weidmann, und er sagte zu seiner Frau: „Wir wollen

dem grämlichen Kerl den vorräthigen Hirschziemer ins Haus schicken; das wird ihn besänftigen.“

Die Sendung geschah. Der Bote kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte standen: „Dem Herrn Förster ergebensten Dank und seinem Sohne Verzeihung!“ — Eine halbe Stunde nachher saß Rudolf wieder mit Adelgunden am Lehrtische, und beide, die schon eine ewige Trennung befürchtet hatten, freuten sich herzlich, daß die schlimme Sache so gut abgelaufen war.

Aber im folgenden Winter gab's neue Händel. Der Sohn des Pfarrers war von der Universität zurück gekommen und erregte allgemeine Bewunderung, wenn er auf dem gefrornen Spiegel des großen Teiches, in der Nähe des Dorfs, auf Schlittschuhen lief. Rudolf äußerte gegen ihn den Wunsch, auch solche Schuhe von Stahl zu besitzen. Der gefällige Student schenkte ihm ein Paar, unterwies ihn im Gebrauch derselben, und die beiden Eisvögel flogen bald mit einander um die Wette. Einsmals erzählte der Studiosus: man habe auch in der Stadt kleine Stuhlschlitten, in welchen man Damen zu fahren pflege. Diese Kunde faßte Rudolf schnell auf, und baute sogleich, nach des Studen-

ten Anweisung, ein solches Gestelle, um Gundchen darin spazieren zu fahren.

Man wählte zu dieser Lustpartie einen Sonntag, an welchem Gundchens Vater vom Pfarrer zur Tafel gezogen und seine Rückkehr erst am späten Abend zu erwarten war. Aber gegen das Ende der Mahlzeit erzählte das bei Tische aufwartende Mädchen: das ganze Dorf laufe nach dem Teiche, weil ein seltsames Fuhrwerk, wie noch kein Mensch gesehen, darauf erschienen sey. Nach Tische beschlossen der Pfarrer und sein Gast, sich ebenfalls dahin zu begeben.

Sie kamen an, wurden aber wenig bemerkt, weil Aller Augen auf den zierlichen Schlitten gerichtet waren, der eben pfeilschnell vorüber glitt. „Himmel! da sitzt ja meine Tochter drin!“ schrie der Schulmeister, und sprang auf's Eis, um den Schlitten anzuhalten. Aber Rudolf, der ihn kommen sah, floh weiter vom Ufer. Bärenstein lief hastig nach, fiel aber bald auf dem glatten Eisspiegel so heftig auf den Rücken, daß er die Beine hoch empor streckte und Hut und Perrücke verlor. Ein unmäßiges Gelächter, von dem sich sogar die versammelte Schuljugend nicht ausschloß, erschallte rings umher. Der Gefallene versuchte mehrmals aufzustehen; aber nicht vermögend, auf dem Eise zu fußen,

fiel er immer auf's neue, und erregte damit wiederholtes Gelächter.

Als ihn Rudolf in diesen Nöthen sah, lenkte er seinen Schlitten rasch ans Ufer, ließ sein Damchen aussteigen, und rieth ihr leise, nach Hause zu eilen, und sich unter den Schutz ihrer Mutter zu begeben. Dann fuhr er zu dem noch mit dem Eise kämpfenden Schulherrn zurück, und foderte ihn zum Einsteigen auf. Bärenstein aber schimpfte gräßlich, und schlug die Rettungsfahrt aus. Der Pfarrer rief ihm zu: er solle keine Umstände machen; es sey ihm nicht anders zu helfen. Da preßte er sich brummend in den engen Sessel, und Rudolf schob ihn ans feste Land. „Das Trinkgeld bleib' ich Dir schuldig;" sprach er, mit erhobenem Stocke, beim Aussteigen. „Unterstehe Dich nicht, meine Schwelle wieder zu betreten! Du hast mich zum Gelächter des Dorfs gemacht, und das vergeb' ich Dir nimmer, wenn mir auch Dein Vater einen ganzen Wald voll Hirsche zur Söhnung schickte."

5.

Als Rudolf seine abermalige Verweisung aus dem Schulhause gestanden hatte, sagte der Vater: „Wahrscheinlich wässert der alten Perrücke der Mund wieder nach einem Wildbraten; aber ich werde kein Narr seyn. Der Junge kann lesen und schreiben; er bedarf der Schule nicht mehr. Wir lassen ihn nun vom Pfarrer zum heiligen Abendmahle vorbereiten, und dann mag er sein Heil weiter in der Welt versuchen."

Rudolf erschrak über diese Entscheidung, weil er dadurch von seiner kleinen Freundin getrennt ward. Um sie zu sprechen, umschlich er Abends das Schulhaus, und hatte bald das Glück, daß Adelgunde, die den geheimen Besuch erwartet haben mochte, aus dem Hause trat. Beide seufzten über die traurige Begebenheit, gelobten sich aber mit Hand und Mund, nicht von einander zu lassen, und sich so oft als möglich zu sprechen. „Doch hier an der Thür ist's gefährlich;" sagte Gundchen. „Der Vater geht immer Abends ein Stündchen zum Pfarrer oder zum Rittergutspachter, und könnt' uns einmal bei der Heimkehr überraschen. Besser ist's, ich gehe künftig in den Garten, und Du kommst au-

ßerhalb an den Zaun: da stört uns niemand." Rudolf fand den Vorschlag gut; Pyramus und Thisbe waren gleichsam aus dem Grabe erstanden, und trafen jeden Abend am Gartenzaune zusammen.

Im Frühling glaubte der Schulmeister verschiedene Gewächse im Garten zu vermissen. Er behauptete, es müsse ein Dieb über den Zaun gestiegen seyn, und nahm sich vor, jeden Abend, bei der Rückkehr aus seiner Gesellschaft, eine Runde um den Garten zu machen. Glücklicher Weise ging er diesen Abend nicht aus, und Thisbe stahl sich in den Garten, um ihrem Pyramus die drohende Gefahr zu verkünden. „Immerhin!" war seine Antwort: „ich will mir die Streifwache schon vom Leibe halten." —

Am folgenden Abend erschrak Gundchen, als sie sich dem Gartenzaune nahte, vor einem Gespenste, das in einer weißen Leichenhülle, mit großer Hörnern am Kopfe, draußen stand, und bald als ein Riese, bald als ein Zwerg erschien. Sie that einen Schrei und floh; Rudolfs Stimme rief sie zurück, und es ward ein Viertelstündchen geplaudert. Jetzt wandelte eine Laterne im Dorfe herauf; Adelgunde flüchtete schnell. Die Leuchte wandte sich nach dem Garten; das Gespenst ging ihr riesengroß mit langsamen Schritten entgegen. Der La-

ternenträger erschrak, ergriff mit großen Sprüngen die Flucht, und verschwand in der Thür des Schulhauses. Es war Bärenstein. „O ihr Heldengeister meiner Ahnen!" seufzte er für sich: „verzeiht mir meine feige Flucht! Morgen sollt ihr mich tapferer sehn!" — Er ging gegen Abend zum Pachter, verweilte dort einige Stunden, erbat sich, als er nach Hause gehen wollte, die Begleitung seiner sämmtlichen Knechte, bewaffnete sie mit Holzfackeln, Spießen und Stangen, und stellte sich an ihre Spitze. Als er sich seinem Garten nahte, trat ihm das gehörnte Gespenst mit fürchterlichem Brummen entgegen. Er zog sich geschwind hinter die Fronte zurück, und rief seiner Mannschaft von hinten zu: „Drauf! drauf!" Aber die furchtsamen Kerle nahmen Reißaus, und er selbst lief schneller als Alle. —

Pyramus und Thisbe mußten seitdem ihre Unterredungen am Gartenzaune einstellen, weil Herr Bärenstein Abends nicht mehr ausging und in seiner Gegenwart kein Husch in den Garten möglich war.

6.

Ein Jahr nachher ward Rudolf eingesegnet, und ein befreundeter Oberförster, der unweit der Residenzstadt Rossau seinen Sitz hatte, nahm ihn als Jagdgehülfen zu sich. Rudolf schrieb an Adelgunden einen zärtlichen Scheidebrief, worin er ihr ewige Liebe und Treue gelobte. Dieß Briefchen fiel in Bärensteins Hände. „Seht den Laffen!" rief er hohnlachend: „Er denkt wohl gar, mein Eidam zu werden? Stolze Luftschlösser! Die Hand meiner Töchter ist Kavalieren bestimmt." — Er verbrannte hierauf den Brief vor den Augen seiner sämmtlichen Hausgenossen.

Ein Jahr lang fiel nun im Schulhause nichts Merkwürdiges vor. Helene, das zarte Kind, war indessen zu einer bildschönen Jungfrau erblüht, und es zeigten sich von Zeit zu Zeit im Dorfe fremde Herren, die allerhand Gelegenheiten suchten, sie zu sehen und zu sprechen; das züchtige Mädchen wich ihnen aber sorgfältig aus. Nach einiger Zeit empfing Bärenstein von unbekannter Hand einen Brief mit hundert Dukaten und der Aufforderung: seine Tochter Helene in die berühmte Erziehungsanstalt der Madame Fink in Ros-

sau zu bringen, wo für ihre körperliche und geistige Ausbildung bestens gesorgt werden würde. Ein anderer Hausvater wäre über diesen Antrag stutzig geworden; aber Bärenstein, der die ihm geweissagte Erhebung aus dem Schulstaube immer im Kopfe hatte, hielt die räthselhafte Sache für das Werk irgend eines vornehmen jungen Mannes, der das engelschöne Mädchen, nach vollendeter Bildung für die große Welt, zu seiner Gemahlin erwählen wolle. Er fuhr daher, ohne Verzug und Bedenken, mit Helenen nach Rossau, stellte sich der Madame Fink als ein Privatmann vor und übergab ihr die Tochter.

Anfangs ging alles vortrefflich. Madame Fink zeichnete Helenen vor allen ihren Kostgängerinnen aus, und beschloß sogar, ihren siebzehnten Geburtstag, der in der Mitte des Sommers eintrat, in dem öffentlichen Garten des Italieners Torelli zu feiern. Helene bat, ihre Mutter und Schwester dazu einladen zu dürfen. Madame Fink gewährte, nach einigem Bedenken, die Bitte. Als sich die Mutter zur Reise in die Stadt entschlossen hatte, schrieb Adelgunde heimlich an Rudolf, und lud ihn ebenfalls zum Stelldichein in Torrelli's Garten. Er kam, sprach mit Adelgunden und ihren Verwandten, mußte sich aber, da

ihn die Festgeberin nicht nöthigte, in ihrer Gesellschaft zu bleiben, nach einer Weile zurück ziehen und einen andern Platz wählen.

Der Garten ward Abends erleuchtet. Madame Fink durchwandelte mit ihrer Gesellschaft die lampenhellen Gänge; Rudolf folgte in einiger Entfernung. Da sah er, daß drei Männer, die sich durch große, tief in die Augen gedrückte runde Hüte und weite Mäntel unkenntlich gemacht hatten, Helenen unabläßig nachschlichen, sie endlich in einer einsamen Gegend plötzlich erfaßten und in ein nahes dunkles Gebüsch gewaltsam hinein rissen. Sie rief um Hülfe; Rudolf stürzte, mit blank gezogenem Hirschfänger, den Räubern nach, warf zwei zu Boden, verwundete den dritten, der mit einem Dolche nach ihm stieß, und brachte Helenen zu den Ihrigen zurück.

Madame Fink benahm sich bei diesem Vorfall so sonderbar, als sey sie mit Rudolfs Einmischung gar nicht zufrieden. Helene verlor auf der Stelle alles Vertrauen zu ihr, erklärte ihr freimüthig, daß sie in ihrem Hause nicht länger bleiben wolle, und fuhr mit Mutter und Schwester nach Hilgendorf zurück.

7.

Um diese Zeit kam der einzige Sohn der verwitweten Gutsherrin, der junge Graf Roderich, der zwei oder drei Jahre als Husaren-Lieutenant gedient hatte, in seine Heimath zurück. Er war von dem zweiten Sohne des regierenden Fürsten, dem Prinzen Hannibal, bei einer Waffenübung empfindlich beleidiget worden, und hatte deßhalb seinen Abschied genommen. Schon vor seinem Eintritt in Kriegsdienste war Helene sein Liebling; jetzt sah er das damalige Kind zu einer Jungfrau von blendender Schönheit erwachsen, und fühlte die Macht der ersten Liebe. Er mußte jedoch diese Empfindungen vor seiner höchst ahnenstolzen Mutter sorgsam verbergen. —

An einem freundlichen Herbsttage erhielt Helene von einer Freundin, der Pfarrerstochter des nächsten Dorfes, eine schriftliche Einladung zu einer Kaffeegesellschaft. Der kurze Weg führte durch ein schattiges Wäldchen. Sie ging zu Fuß; ihr Vater begleitete sie. Kaum hatten sie tausend Schritte hinter sich, als sie eine mit vier Pferden bespannte Kutsche im Wäldchen halten sahen. Indem sie ruhig vorüber gingen,

sprangen zwei Männer aus dem Gebüsch, ergriffen Helenen, trugen sie in den Wagen und lachten laut, als sich der Vater mit seinem Wanderstabe zur Wehre setzen wollte. Vergebens rief die Entführte nach Hülfe; der Wagen fuhr im Galopp davon.

Der unglückliche Vater lief nach Hilgendorf zurück, und keichte die Schloßstufen hinauf, um den Beistand des jungen Grafen zu erbitten; er war mit seiner Mutter ausgefahren. Der Förster, den Bärenstein nun ansprach, wärmte sein angekommenes Zipperlein unter wollenen Fußhüllen, und konnte kein Pferd besteigen. Auch der Pachter hatte mancherlei Ehehaften, die ihn abhielten, den Mädchenräubern nachzusetzen. Bärenstein wußte weiter keinen Rath, ging mit gebrochenem Herzen nach Hause, und setzte durch die Erzählung von Helenens Entführung Mutter und Schwester in Schrecken und Verzweifelung.

Indessen war die gute Helene schon gerettet. Der Sohn des Oberförsters, bei dem Rudolf sich aufhielt, war mit Diesem und vier jungen Edelleuten, die bei dem Oberförster die Jägerei lernten, auf das Revier geritten, das sich von Rossau gegen Hilgendorf hinzog. Sie sangen Jagdlieder, als sie eine mit vier raschen Pferden bespannte Kutsche im stärksten Galopp feldein

fliegen sahn. „Das sieht aus wie eine Entführung!“ sagte Rudolf, und jagte mit seinen Gefährten dem Wagen nach. Er war bald erreicht; ein donnerndes Halt! und sechs im Anschlag gehaltene Gewehre zwangen den Lenker des Postzuges, den Flug der Rosse zu hemmen. Im Wagen saß Helene, und neben ihr ein Mann, der ihr eine Pistole vor die Brust hielt. „Ei, Herr Vasko!“ rief Rudolf: „Wohin wollen Sie mit dem Frauenzimmer?“ — „Das geht Sie nichts an!“ antwortete des Prinzen Hannibal vertrauter Kammerdiener, den Rudolf bei einer Jagd, die der Prinz vor einiger Zeit auf dem Reviere hielt, kennen gelernt hatte. Die Jäger zwangen ihn und seinen Helfershelfer zum Aussteigen. Der Kammerdiener drohte vergebens mit der Ungnade des Prinzen. Die jungen Männer führten die beiden Gefangenen zum nächsten Dorfe, und übergaben sie den Gerichtspersonen, um sie, mit einer flüchtig aufgesetzten Geschichtserzählung, an das Kriminalgericht in Rossau abzuliefern.

Rudolf besorgte für Helenen einen anständigen Wagen, und kam gegen Mitternacht mit ihr vor dem Schulhause in Hilgendorf an, wo er mit Jubel empfangen und sogar von dem Hausvater, so abhold

ihm Dieser sonst war, umarmt wurde. — Bei der Untersuchung in Rossau ergab sich, daß Basko, im Einverständniß mit Madame Fink, auch die Entführung in Torelli's Garten versucht und das vorgeblich von der nachbarlichen Pfarrerstochter gesandte Einladungsbriefchen geschrieben hatte. — Er mußte sein Verbrechen sechs Monate im Zuchthause büßen, und ward dann über die Gränze gebracht. Den Prinzen bestrafte sein Vater mit strenger Haft im Zimmer, das er einen Monat lang einsam hüten mußte.

8.

Graf Roderich, der am folgenden Morgen die Begebenheit erfuhr, beschloß auf der Stelle, sich möglichst bald mit Helenen zu vermählen, und sie dadurch vor allen weitern Nachstellungen zu sichern. Wegen seiner Verwandten schien es ihm aber nöthig, daß Bärensteins Adel zuvor erneut werde. Er foderte ihn auf, die nöthigen Schritte deßhalb zu thun, und versprach, die Kosten zu übernehmen, auch für sein standesmäßiges Auskommen zu sorgen. Bärenstein sprang beinahe vor Freuden in die Luft. „Das ist aber

nicht genug!" fuhr der Graf fort: „Sie bedürfen eines Stammhalters, daß Ihr Geschlecht nicht mit Ihnen aussterbe. Hierzu schlag' ich Ihnen den jungen Rudolf Wigand vor. Den nehmen Sie, unter dem Namen Wigand von Bärenstein, an Kindesstatt an, und verbinden Sie ihn mit der Zeit, durch die Hand Ihrer jüngern Tochter, noch fester mit sich." —

„Nein, Herr Graf!" rief Bärenstein heftig: „Alles, was Sie wollen, nur das nicht! Der junge Mensch hat mich, als er noch mein — oder vielmehr Adelgundens — Schüler war, mehrmals verhöhnt und lächerlich gemacht, und das kann ich ihm, als geborener Edelmann, nimmer verzeihen." — „Er hat aber auch," erwiederte der Graf, „Helenen zwei Mal aus den Netzen eines Wüstlings gerettet und die Schuld jener Schülerstreiche vollkommen damit getilgt." — Das gab Bärenstein zu, und widersprach nicht weiter.

Der Graf ließ durch seinen Sachwalter die erforderlichen Schriften abfassen. Die Erneuung des Adels fand keinen Anstoß, weil die gehörigen Ahnenbeweise vorhanden waren. Der Annahme an Kindesstatt hingegen setzten sich, wegen Bärensteins ehelicher Kinder, gesetzliche Schwierigkeiten entgegen. Da er jedoch keinen Sohn hatte, und es hier nur darauf ankam, den

Namen von Bärenstein nicht erlöschen zu lassen, Rudolf sich auch um die Familie hoch verdient gemacht hatte, so schlug ein Machtspruch des regierenden Fürsten alle Bedenklichkeiten danieder. Auch die verbotene Ehe zwischen einem Wahlsohn und einer ehelichen Tochter ward in der Folge, gegen Erlegung einer Geldsumme für eine milde Stiftung, dem jungen Wigand von Bärenstein und Adelgunden gestattet. —

Ehe noch der Graf seinen Vorsatz, sich mit Helenen von Bärenstein zu vermählen, seiner Mutter eröffnet hatte, fiel sie in eine tödtliche Krankheit und starb. Ein alter reicher Oheim, dessen Erbe der junge Graf war, folgte ihr bald. Beide Erbschaften setzten den Grafen in den unbeschränkten Besitz von sieben Rittergütern. Was sollte er, der ohnedieß schon reich war, mit allen diesen Ländereien anfangen? Er beschloß, eins dieser Güter dem Herrn von Bärenstein und seiner Gattin auf Lebenszeit zu überlassen, ein anderes aber dem jungen Wigand von Bärenstein, als völliges und ewiges Eigenthum, abzutreten.

Als Bärenstein, der bisherige Schulmeister, die Urkunde seines erneuten Adels erhielt, warf er vor Freuden seine Stutzperrücke an die Wand, und legte die schon bereit liegende neue Standeskleidung an. Mit

Federhut, Stiefeln und Spornen, und einem Hirschfänger an breitem goldenen Wehrgehänge, bestieg er, mit seiner Familie, einen ihm gesandten gräflichen Wagen, und fuhr nach seinem Gute ab. Dort ward das Vermählungsfest des Grafen gefeiert. Wigand von Bärenstein und Adelgunde vermählten sich, da beide noch sehr jung waren, erst im folgenden Jahre. —

Es ist nun Vater Bärensteins größte Wonne, in seinem Dorfe herum zu stolzieren, links und rechts die Mützen von den Köpfen fliegen zu sehen, und sich gnädiger Herr nennen zu hören. Aus dem allen macht sich Rudolf nichts. Er spricht aber oft: „Ich dank' es meinem Vater, daß er mich, ohne Kenntniß eines Buchstabens, mein zehntes Jahr erleben ließ. Mein später Schulgang hat mir frühzeitig ein herzliebes Weibchen erworben.“

V.

Die dankbare Zwergin.

Meister Hildemar, der Eigenthümer einer großen Mühle und schöner, umher liegenden Ländereien, wollte gegen Mitternacht das Licht auslöschen und sich zur Ruhe begeben, als draußen an den Fensterladen geklopft ward. Er und Sara, sein Weib, fuhren erschrocken zusammen, denn dieses Klopfen konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da ihre Schlafkammer nicht auf ebener Erde, sondern zwei Treppen hoch war. Indem sie mit einander darüber sprachen, ward es noch zweimal wiederholt. Hildemar öffnete jetzt den Laden, mit der Erwartung, eine baumlange Riesengestalt oder wenigstens einen gewöhnlichen Menschen mit einer zum Anpochen gebrauchten Stange vor sich zu sehen. Aber der unbewölkte volle Mond zeigte ihm nichts Befremd-

liches, als ein langes, weißes Bündel, das vor der Hausthüre lag. Er ging mit dem Lichte hinab und fand — ein in Betten eingewickeltes Kind.

Bestürzt, doch keinen Augenblick sich besinnend, was zu thun sey, nahm er den Fündling, der ihn mit hellen Augen ansah, auf den Arm, um ihn ins Haus zu tragen. Da erhob sich in der Luft ein starkes Geräusch, das wie der Flügelschwung eines großen Raubvogels klang. Hildemar erschrak; doch da er nichts weiter sah und hörte, schloß er die Thür hinter sich zu und stieg mit seinem Funde die Treppe hinauf.

Das kinderlose Ehepaar vereinigte sich sogleich, das kleine Wesen so lange, bis es seine Eltern vielleicht abfordern würden, als ihr eigenes Kind zu behandeln. Es war ein Mädchen, kaum ein Jahr alt und nach allem Anschein von vornehmer Herkunft. Das Bett war von Seide, das Leinengeräth äußerst fein und mit dem Namen Helene und einer Grafenkrone bezeichnet.

Den weltklugen Leuten schien es rathsam, die wunderbare Begebenheit nicht bekannt werden zu lassen, weil ein endloses ärgerliches Geschwätz darüber voraus zu sehen war. Das Hausgesinde hatte den Vorfall glücklicher Weise verschlafen; Verheimlichung war also möglich, und sie fingen es klug an, den jungen Gast

ohne bedeutendes Aufsehen in ihr Haus einzuführen. Sie ließen in der Morgendämmerung den Reisewagen bespannen und sagten zu ihren Dienstleuten: sie wollten Verwandte besuchen. Der Fündling ward in einem bedeckten Korbe in den Wagen gebracht; Hildemar lenkte selbst das Gespann und die Reise ging fort. Unter Weges verschafften sie der Kleinen eine geringere Bekleidung, fuhren dann zu den Verwandten und gaben vor: sie hätten einer Straßenbettlerin, die mit mehrern Kindern herumgezogen, das Mädchen wegen seines hübschen Ansehens abgenommen, um es als ihr eigenes Kind zu erziehen. Bei dieser Rede blieben sie auch nach ihrer Heimkehr, und Jedermann glaubte ihnen.

Helene wuchs heran, ward schön und verband mit Zartheit und Anmuth der Gestalt einen ihr angebornen Adel der Seele, der Alles, was sie sprach und that, über Gemeinheit erhob. Dabei war sie ein bescheidenes, gutes Kind. Aber zu den Geschäften der Landwirthschaft hatte sie keine Neigung, und man nöthigte sie auch nicht dazu. Sie war hingegen eine fleißige Schülerin des nachbarlichen Landpredigers, ei=

nes gelehrten Mannes, der es übernommen hatte, ihren Geist auszubilden.

Sie stand in der Blüthe ihres sechzehnten Jahres, als eine phantastisch gekleidete Prophetin das Land durchzog und sich überall in die Häuser der Reichen drängte, um für ihre Weissagungen einen ansehnlichen Ehrensold zu gewinnen. So machte sie auch dem Meister Hildemar, von dessen Wohlhabenheit sie Kunde bekommen hatte, eines Morgens ihren Besuch. Gastfrei, wie er war, ließ er ein Frühstück auftragen. Als sie aber nach dessen Genuß in einer feierlichen Stellung weissagen wollte, verbat er das höflich, weil ihm, wie er hinzusetzte, in seiner Lage nichts Großes, das der Rede werth sey, begegnen könne. Damit griff er in die Tasche, um die weise Frau mit einem guten Zehrpfennig zu entlassen.

Indem er ihr das Geschenk in die Hand drückte, trat Helene, von ihrem Lehrer kommend, in die Stube. Die Prophetin starrte sie mit großen Augen an, faßte schnell ihre Hand, beschaute die innere Fläche derselben und sprach mit Begeisterung:

„Kind, nur eine kleine Weile
Deckt noch Dunkel Dein Geschick.
Eine wundergroße Eule
Macht Dein Glück.“

Hierauf neigte sie sich tief vor Helenen und ging von dannen.

„Das ist eine wunderliche Prophezeihung!" sagte Sara. „Am Ende hast Du wohl gar das Glück, daß unser Nachbar, der Fänner Eule, zu Dir auf die Heirath kommt."

Es entstand ein Gelächter, denn dieser Fänner (wie man damals statt Fähnrich sagte) war ein possirliches Männlein. Er hielt sich für einen großen Helden, weil er in seiner Jugend ein halbes Jahr als Fahnjunker gedient hatte, und nachher zum Fähnrich erhoben worden war. Als aber zu gleicher Zeit ein Krieg ausbrechen wollte, traten ihm bei dieser Aussicht die Haare zu Berge. Er beschloß, sich um keinen Preis in den gefährlichen Handel zu mischen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gefunden hätte, sich durch die sogenannte Passauer Kunst so fest zu machen, daß er weder mit Spießen und Schwertern, noch mit irgend einem Geschoß verletzt werden könne. Es glückte ihm, daß ein reisender Zauberer, der ihm von ungefähr in den Wurf kam, diese Kunst verstand und sich für Geld und gute Worte bereit finden ließ, ihm damit zu dienen. Er empfing von demselben, gegen Erlegung eines Dukatens, einen versiegelten Zettel, den er mit ei=

nem seidenen Faden durchziehen und sich an den Hals hängen sollte. Des folgenden Tages, als der Zauberer schon wieder über alle Berge war, schien es dem Junker doch bedenklich, sein theures Leben einem papiernen Schilde anzuvertrauen; er wollte wenigstens die Zauberfiguren sehen, welche die Macht haben sollten, ihn zu schützen. Behutsam das Zettelchen öffnend, fand er aber mit Schrecken nichts, als die Worte: Halunke, wehre Dich! — Das war eine ungebührliche Zumuthung, die ihm in alle Glieder schlug und ihn auf der Stelle krank machte. Er nahm seinen Abschied und ließ sich im Städtchen Finkenberg, wo er geboren war, häuslich nieder. Da lebte er nun seitdem schon dreißig Jahre und ward nicht müde, sich durch Großsprecherei und eine abenteuerliche, mit seiner Gestalt nicht übereinstimmende Tracht lächerlich zu machen. Klein von Person, wie Zachäus, und eben so dick, als lang, trug er beständig Uniform und einen langen, tief herabhängenden Säbel, den man, wenn die metallene Scheide auf den Pflastersteinen tanzte, durch die ganze Stadt klirren hörte. Auch die Hufeisen der steifen Stiefeln und die Riesensporen machten sich, im Verein mit dem Sarras, so laut, daß sie alle Schläfer aufweckten, wenn der Fänner des Nachts über

die Straße ging. Ein unmäßig großer Hut mit hohem Federbusch, eine Allongenperücke, wie damals sogar die Feldherren trugen, und zu dem allen ein tüchtiger Knebelbart, vollendeten das Zerrbild. Es war daher ein lustiger Scherz, als Mutter Sara den Worten der Prophetin die Auslegung gab: daß der alte, häßliche Ritter als Helenens Freier auftreten würde.

Aber man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt ohnehin wohl; und das geschah hier. Der Fähnrich hatte von der Prophezeihung gehört und sie ganz ernstlich auf sich gedeutet. Die wundergroße Eule, wer konnte das anders seyn, als er, der große wichtige Mann dieses Namens? — Er hielt sich also für bestimmt, des Mädchens Glück zu machen, und glaubte getrost, die Ehe sey bereits im Himmel so fest geschlossen, daß er keinen Korb zu befürchten habe.

Frisch bestieg er einen Miethgaul und ritt nach der Mühle, wo er schon in frühern Zeiten bisweilen gewesen war. Seine Ankunft erregte Befremden, weil man sogleich an die Prophezeihung dachte. Da er aber, bei Wahrnehmung der großen Augen, geschwinde vorgab, daß er nur im Vorbeireiten ein wenig hier aus-

ruhen wolle, so war er willkommen. Er sprach nun, wie gewöhnlich, von sich selbst, rühmte sich freundschaftlicher Verbindungen mit großen Herren, die ihn nicht kannten, prahlte mit Reichthümern, die er nicht besuß, und nannte sich immer beim dritten Wort dieser Lügen einen ehrlichen deutschen Degenknopf.

Als er den Eltern nach seiner Meinung hinreichenden Staub in die Augen geblasen hatte, sagte er dem Mädchen, das ihm über alle Maßen gefiel, tausend Schmeicheleien und gaukelte, wie ein junger, verliebter Fähnrich in der Stube herum. Diese gewaltsame Beweglichkeit des runden, bleiernen Körpers war so drollig, daß sich Helene des Lachens nicht enthalten konnte. Er nahm das für Beifall und ritt mit dem Glauben, seine Sache trefflich eingeleitet zu haben, nach Finkenberg zurück.

Dort sprach er in der geschlossenen Abendgesellschaft, deren Mitglied er war, mit schwärmerischen Lobeserhebungen von Helenen, und rühmte sich, er habe das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Einige Witwer und alte Junggesellen, die dabei saßen, horchten hoch auf. Den Mühlmeister kannten sie alle; aber seine Pflegetochter, die selten in die Stadt kam, hatten sie nur flüchtig gesehen und wenig beachtet. Doch jetzt, da so

viel Wesens von ihr gemacht wurde, und die Herren meistens Lust hatten, eine anmuthige und vortheilhafte Heirath zu thun, so faßten sie in der Stille den Vorsatz, dem feurigen Lobredner wo möglich den Rang abzulaufen, und das feine Liebchen, sammt der ansehnlichen Mitgift, die sich von dem reichen Mühlmeister erwarten ließ, heim zu führen.

So hatte der geschwätzige Prahler einen Schwarm von Nebenbuhlern aufgeregt, und einer nach dem andern machte sich in den nächsten Tagen auf den Weg, um Brautschau zu halten. Zuerst kam ein rothnäsiger Gerichtshalter, der den Schweiß seiner Bauern in Rheinwein und Burgunder verwandelte, und zehn Monate im Jahre mit dem Zipperlein behaftet war; ihm folgte ein von ewigem Tabacksqualm braun geräucherter Sachwalter, der von nichts als Rechtshändeln sprach und zu sprechen wußte; dann erschien ein wüster Landjunker, der sein Gütchen verspielt hatte; und endlich der Arzt des Städtchens, ein roher, unsauberer Geist, der allen gesitteten Frauen ein Gräuel war, weil er immer die unanständigsten Scherze im Munde führte.

Hildemar wußte nicht, wie er auf Einmal zu der Ehre kam, daß alle diese Herren sein Haus zum Ziel ihrer Spazierfahrten und Lustritte wählten. Keiner

von ihnen war ein Mann nach seinem Herzen; er mußte jedoch aus der Noth eine Tugend machen und sie freundlich empfangen. Sie fanden insgesammt Helenen sehr liebenswürdig, und noch liebenswürdiger die herrlichen Fluren und Gebäude, die Jeder mit der Zeit zu erben hoffte. Doch nahmen sie sich in Acht, den Zweck ihrer Besuche sogleich zu verrathen. Sie zeigten sich vorerst nur so viel als möglich von der besten Seite und waren eifrig beflissen, sich dem Mädchen und den Eltern auf alle Weise zu empfehlen.

Ihnen zu Ehren stellten sie unter andern auch glänzende Gastmähler an. Ein schweres Unternehmen für den verarmten Landjunker! Doch er schaffte Rath: er borgte Geld und Tischgeräth bei Juden und Christen zusammen. Der Fänner lachte in's Fäustchen, daß sich seine Nebenbuhler so vergebens in Unkosten setzten. Ihm allein konnte ja, nach dem Buchstaben der Prophezeihung, die Braut nicht entgehen.

Eines Tages gab der Mühlmeister, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, den sämmtlichen Herren, die ihn bewirthet hatten, einen Schmaus und lud auch den

Fänner dazu ein, ungeachtet dieser nicht für nöthig befunden hatte, sich gastfrei zu zeigen.

Indem die Gesellschaft lustig und guter Dinge war, erschien ein Harfner, der um Erlaubniß bat, sich hören zu lassen. Es war ein Jüngling von edler Gestalt und angenehmer Gesichtsbildung. Auch sein Gewand, ein feines silbergraues Wamms und kurzer rother Mantel, zeichnete ihn vor dem gewöhnlichen Schlage der damals häufig wandernden Spielleute vortheilhaft aus. Es war dem Mühlmeister erwünscht, daß sich eine Gelegenheit fand, die unartigen Tischgespräche seiner schon halb berauschten Gäste durch Musik zum Schweigen zu bringen. Er ließ daher dem Harfner einen Stuhl setzen, reichte ihm einen Becher Wein und forderte ihn auf, die Gesellschaft zu unterhalten.

Der Jüngling nahm Platz, begann ein Vorspiel und übersah zugleich mit bescheidenen Blicken die Tafel. Die männlichen Gestalten zog er wenig in Betrachtung; aber auf Helenen ruhte sein Auge so gefesselt, daß er sich und sein Spiel darüber vergaß und die Hände in den Schooß sinken ließ.

„Frisch, frisch, junger Mensch!" rief der eifersüchtige, neben Helenen sitzende Fähnrich. „Warum erstarrt Er auf Einmal und klimpert nicht weiter?"

„Weil ich," antwortete der Harfner, „höchlich erstaune, einen Kriegsmann hier zu finden, da doch jetzt das ganze Heer im Felde steht, um das Vaterland des Feindes Händen zu entreißen und den verdrängten König wieder auf den Thron zu setzen."

„Was will Er damit sagen?" versetzte scham- und zornroth der Fänner. „Ich thue für König und Vaterland in geheim so viel, als das ganze Heer; wie das aber geschieht, das will und kann ich nicht an die große Glocke schlagen."

Die Tischgenossen lächelten bei Seite über diese Aufschneiderei; der Harfner hingegen sagte ernsthaft: „Wenn dem so ist, mein Herr, so bezeuge ich Euch, als einer Stütze des Thrones, meine Achtung."

„Das wollt' ich mir auch ausbitten!" brummte Jener.

„Die übrigen Anwesenden," fuhr der Harfner fort, „sind ohne Zweifel eben so treue Anhänger des Königs: darum hoff' ich, daß sie insgesammt ein Lied von den Schicksalen des unglücklichen Fürsten mit Antheil aufnehmen werden."

Einstimmig verlangte man das Lied. Der Harfner trug es mit einem so innigen Tone vor, daß alle Herzen der Zuhörer, die doch meistens kalte Menschen wa-

ren, dadurch erwärmt wurden. Der Gesang schloß mit der Auffoderung: dem vertriebenen Landesherrn treu zu bleiben, und sich nicht durch des Feindes Ränke von ihm abwendig machen zu lassen. Gerührt und begeistert riefen Alle dem König ein Lebehoch, und gaben einander die Hände darauf, ihm anzuhangen bis in den Tod.

Der Harfner, dem diese lebhafte Theilnahme gefiel, sang nun andere Lieder, und zuletzt eins zum Lobe der Frauen. Es war natürlich, daß er das schöne Mädchen dabei ansah. Aber Herr Eule grießgrammte darüber, ohne daß er jedoch den Muth besaß, seinen Ingrimm gegen den jungen Mann, der ihn schon einmal abgetrumpft hatte, laut werden zu lassen. Darum ergriff er ein anderes Mittel, dem ärgerlichen Liebäugeln zu steuern: er schob seinen Stuhl mit Geräusch hin und her, um einen allgemeinen Aufstand zu bewirken.

Helene sah den Poltergeist verdrießlich an. Auch der Gerichtshalter, der gern noch eine Weile gebechert hätte, schnitt ihm ein böses Gesicht, und stürzte das vor ihm stehende volle Glas hurtig aus, um es nicht einzubüßen. Doch alles half nichts, der Ruhestörer lärmte fort, und der Aufstand erfolgte.

Der Sänger verstummte bei diesem Getümmel, machte

Helenen eine ehrerbietige, den Uebrigen eine flüchtige Verbeugung, und wandte sich nach der Thür. Hildemar rief ihn zurück, um ihn mit einem anständigen Ehrensolde zu begaben. Allein der Jüngling lehnte das Anerbieten höflich ab und entfernte sich eilend.

Er war aber nicht weit gegangen. Am folgenden Tage tönte seine Harfe aus einem nahen, an Hildemar's Wohnhaus angränzenden Walde. Sie spielte die Weise des Liedes zum Lobe der Frauen, das der ungezogene Fähnrich beim Gastmahle nicht aussingen ließ. Helene kam eben des Weges daher, blieb stehen und lauschte. Der Harfner, der das erwartet und mit seinem Spiele beabsichtet hatte, trat hinter dem Gebüsch hervor, grüßte sie, und gestand, daß er bloß ihretwegen noch in dieser Gegend verweile. Sie erröthete; doch weniger über sein Geständniß, als vielmehr über ihre eigene Empfindung, daß es ihr nicht unangenehm war, den lieben jungen Mann, dem sich ihr Herz schon Tages vorher zugeneigt hatte, wieder zu sehen und ein so schmeichelhaftes Bekenntniß aus seinem Munde zu hören. Ein freundliches Wort gab das andere. Am Ende erklärte er ihr seine Liebe, und

setzte hinzu: sie solle nicht glauben, daß er sie, als ein heimathloser Abenteurer, überreden wolle, ein kummervolles Schicksal mit ihm zu theilen; er werde bald aus seiner gegenwärtigen Dunkelheit hervor treten und ihr ein glückliches Loos bereiten. —

Indem er das sagte, kam der Fähnrich von weitem geritten, sah die jungen Leute beisammen stehen, entbrannte vor Eifersucht, und strampelte mit beiden Beinen, um seinen abgelebten Gaul in Galopp zu setzen. Das alte Thier machte auch wirklich einen schwachen Versuch; aber nach zwanzig steifen Sprüngen war es schon erschöpft und stürzte zu Boden. Der Reiter schoß weit voran in den tiefen Sand der Rennbahn, wo er zum Glück eine gastfreundliche Aufnahme fand und keinen Schaden erlitt. Doch lag er in den ersten Augenblicken ohne Bewegung, als ob er nimmer wieder aufstehen wollte.

Helene und der Harfner eilten ihm bestürzt zu Hülfe. Er war durch seinen Fall so gedemüthiget, daß er sich von ihnen aufrichten ließ, ohne nur mit einer Miene seinen Unwillen gegen sie zu verrathen. Als er aber wieder auf den Beinen stand und sich gesund fühlte, sah er das Mädchen starr und sträflich an, und sagte: „Es ist nicht fein, wenn Jungfrauen die gebührende

Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen setzen und auf öffentlicher Straße mit Landstreichern kosen."

„Hütet Eure Zunge!" sagte der junge Mann mit Ernst und Würde. „Sonst werd' ich dereinst für jedes Wort, womit Ihr die edle Jungfrau oder mich beleidiget, Rechenschaft fodern."

„Potz tausend!" versetzte Herr Eule. „Das ist ja ordentlich die Sprache des höchsten Weltrichters."

Der Jüngling warnte ihn nochmals, nicht zu spotten, und fragte: woher er denn Fug und Macht habe, das Mädchen über ein unschuldiges Gespräch zur Rede zu stellen.

„Ich hätte nicht nöthig, Euch zu antworten," entgegnete der Fähnrich: „doch sollt Ihr wissen, daß diese Jungfrau meine Braut ist."

„Ich?" — fiel das Mädchen staunend ein. „Davon weiß ich nichts."

„Das konnt' ich wohl denken!" sprach der Harfner. „Ihr habt also kein Recht, Euch hier unnütz zu machen. Darum seyd so gut, und verlaßt uns!"

„Ich will doch sehn, wer mich vertreiben will!" sagte der Held, und schlug auf das Gefäß seines Degens.

„Fort!" rief der Jüngling mit einem heftigen, ge=

bieterischen Tone, und machte zugleich, rasch auf ihn los gehend, eine Bewegung mit der Hand, als wollte er ihm auf eine unsanfte Art den Weg weisen. Der feigherzige Polterer wich erschrocken zurück; und als er auf diesem Krebsgange von seinem muthigen Gegner verfolgt wurde, kehrte er ihm plötzlich den Rücken, lief zu seinem Pferde, kletterte hurtig hinauf, und trabte, ohne sich umzusehen, davon.

Der Harfner begleitete Helenen an die Thür ihrer Wohnung, und sagte: er müsse sich nun auf einige Zeit aus ihrer Nähe entfernen; aber sein Geist werde sich immer mit ihr beschäftigen, und nichts vermöge das Band zu zerreißen, das sein treues Herz an das ihrige knüpfe. Sie drückte ihm leise die Hand, und er verließ sie mit eiligen Schritten.

Am folgenden Tage brachte der feldflüchtige Kriegsmann durch ausgesandte Kundschafter in Erfahrung, daß der Feind die Gegend verlassen habe. Schnell war der Ausreißer wieder auf dem Platze und setzte seine Brautwerbung thätiger als jemals fort. Seine Nebenbuhler, die das merkten, betrieben die Sache nun auch mit aller Macht. Helene befand sich daher in ei-

nem sehr unangenehmen Gedränge: denn ihre betagten Freier erschienen ihr jetzt doppelt häßlich, da ihr der junge schöne Sänger immer vor Augen schwebte.

Traurig ging sie eines Tages in den Wald, und verirrte sich, in Gedanken vertieft, von ihren gewöhnlichen Pfaden. Sie kam an ein altes Jagdschloß, das in frühern Zeiten von den Fürsten des Landes oft besucht worden war, jetzt aber so öde stand, daß sogar kein Aufseher mehr darin wohnte. Indem sie sich diesem Gebäude nahte, bemerkte sie eine zahllose Schaar von Krähen, die es theils mit großem Geschrei umschwärmten, theils vor den Fenstern des Erdstocks saßen, mit gestreckten Hälsen hinein guckten und auf die Glasscheiben hackten. Die Krähen verscheuchend und in's Gemach hinein sehend, erblickte sie darin einen unerwarteten Bewohner, der den Aufruhr der feindlich gegen ihn gesinnten Vögel veranlaßte.

Es hatte sich nämlich eine sehr große Eule, eine Riesin ihres Geschlechts, im Schlosse niedergelassen, und war eben damit beschäftiget, ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie selbst bemühte sich eigentlich nicht damit; sie beobachtete nur, auf und abgehend, die Arbeit ihres seltsamen Dieners, eines Besens, der freiwillig, ohne daß er von einer Hand geführt wurde,

den Fußboden kehrte, und zuweilen in einen Eimer mit Wasser sprang, um sich zu befeuchten. Von Zeit zu Zeit blieb die Herrschaft stehen, hob einen Fuß auf, und zeigte damit auf einen Fleck, wo es noch nicht rein genug war. Da hüpfte der gehorsame Besen sogleich herbei, und fegte die Stelle. Zuletzt machte er noch verschiedene Luftsprünge nach der Decke hinauf, um die herab hangenden Spinnengewebe wegzuhaschen. Mit dem allen fertig, trat er ab, und der Eimer humpelte von selbst hinten drein.

Die Eule beschaute sich jetzt, wie ein gefallsüchtiges Mädchen, in einem Spiegel, putzte sich nach ihrer Art, sprang dann auf das Fenster, vor welchem Helene stand, und rief mit einer angenehmen Stimme der Fliehenden zu: „Bleib da, liebes Kind! Was läufst du vor einer wohlmeynenden Freundin? Ich habe dich heute hier erwartet, um mit dir über wichtige Dinge zu sprechen. Komm herein!"

Voll Erstaunen, einen Nachtvogel so menschlich und vernünftig sprechen zu hören, wußte Helene nicht, ob sie sich mit der vorgeblichen Freundin in eine Unterredung einlassen oder ihre Flucht fortsetzen sollte. Indem sie, still stehend, darüber mit sich selbst kämpfte, ging das Schloßthor auf, die Eule trat heraus, und

nöthigte sie mit den freundlichsten und traulichsten Worten hinein. Nun faßte sie Muth, der seltsamen Einladung zu folgen.

Als sie auf einem Stuhle Platz genommen und die Eule sich auf einem andern neben ihr niedergelassen hatte, begann diese:

„Ich bin die Tochter eines Zwergkönigs, der in unterirdischen Klüften und Höhlen ein großes Reich beherrscht. Dreimal schöner, als meine Stiefmutter, war ich ihr deßwegen verhaßt. Wir zankten uns alle Tage; und als wir einsmals in Abwesenheit meines Vaters, der eben Heerschau hielt, außerordentlich hart an einander gerathen waren, verwandelte mich die tückische Zauberin in eine Eule, und jagte mich aus unserm königlichen Pallaste in die Oberwelt hinauf.“

„Es war Morgen; die Sonne schien. Dennoch fand ich, da ich nicht, wie die gemeinen Eulen, bei hellem Tage blind bin, ohne Schwierigkeit den Weg zu einem hohlen Baume und kroch hinein. Kaum war das geschehen, so rannte ein Jäger, der mit einem andern in der Nähe stand, auf den Baum zu, und erklärte laut, daß er mich tödten wolle. Sein

Gefährte bat für mein Leben, und nahm mich, als Jener auf seinem blutigen Vorsatze bestand, thätig in Schutz. Darüber entzweiten sie sich dergestalt, daß der mordgierige Mann meinen Vertheidiger mit dem Jagdspieße durchstach. Hierauf ergriff er, ohne sich weiter um mich zu bekümmern, schleunig die Flucht."

„Der todte Leichnam ward bald gefunden und aufgehoben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich aus dem Gespräche der damit beschäftigten Leute, daß der Ermordete ein Graf Wildenfels gewesen war. Ach, wie wird es nun seinem Töchterlein ergeh'n! sagten sie. Das arme Kind, kaum ein Jahr alt, hat doch gewaltiges Unglück. Die Mutter im Kindbett gestorben; der Vater gemordet; und die Kleine nun, ohne Hülfe und Schutz, in den Händen einer bösen Stiefmutter! — Sie hat sich aber schon verlauten lassen: sie wolle den Schreihals — denn anders spricht sie nicht — einer Base, der Gräfin Wildenfels, in's Haus schicken. Doch bei der alten, mürrischen Frau, die keine Kinderfreundin ist, wird sich die verlassene Waise nicht besser befinden. — So sprachen die Leute, die den Leichnam fortbrachten."

„Einige Tage später sah ich auf der nahen Landstraße einen Wagen daher fahren. Darin saß eine

junge Dirne, die ein Kind auf dem Schooße hatte. Plötzlich fielen Räuber, aus dem Walde hervor stürzend, den Wagen an. Die Dirne sprang heraus, ließ das Kind darin liegen, und entfloh mit dem Kutscher. Die Buschklepper führten den Wagen fort, nachdem sie das Kind, als eine unnütze Beute, im Walde niedergelegt hatten."

„Ueberzeugt, daß es die vom Unglück verfolgte Waise des Grafen Wildenfels sey, hielt ich mich aus Dankbarkeit verpflichtet, das kleine Wesen vom Verderben zu retten und in gute Hände zu bringen. Ich hatte Tages zuvor einige Holzschläger belauscht, und aus ihrem Gespräche vernommen, daß der Mühlmeister Hildemar ein wackerer Mann und kinderlos sey. Darum wußte ich gleich, wohin ich mich mit meiner kleinen Gräfin wenden konnte. Ich wartete bis gegen Mitternacht, und wen ich dann vor Hildemar's Hausthür legte, das warst Du!" —

Helene, die sich immer, nach der verbreiteten Sage, für das Kind einer Straßenbettlerin gehalten hatte, erstaunte über diese Eröffnung, und wollte die Sache für einen Irrthum erklären. Aber die Zwergprinzessin betheuerte, daß es damit seine Richtigkeit habe. „Ich ward seit jener Zeit," fuhr sie fort, „mit einem Zau-

derer bekannt, der ein Feind meiner Stiefmutter ist, ihr an Macht wenig nachgibt, und mich, ihr zum Trotz, mit verschiedenen Gaben und Kräften ausrüstete, die mir bisweilen trefflich zu Statten kommen, um mancherlei Gutes zu stiften. Unter andern bin ich fähig, geheime Dinge zu erforschen, und weiß daher nicht allein, daß Du wirklich die Tochter des ermordeten Grafen bist, sondern daß Du auch eine Menge Freier hast, aber keinen liebst, außer Einen. — Du hast, im Vertrauen gesagt, das beste Theil erwählt, und die alten lästigen Buhlen will ich Dir nächstens vom Halse schaffen. Frage nicht, wie ich das anstellen werde. Es soll gelingen; darauf verlaß Dich, und mit diesem Troste geh ruhig nach Hause."

Den zweiten Tag nachher trat ein kleines junges Weiblein in Hildemar's Wohnstube, neigte sich zierlich, und sprach: „Ehrsamer Herr Mühlmeister, ich thu' Euch hiermit zu wissen, daß ich mich, mit hoher Erlaubniß der gegenwärtigen Machthaber, in dem alten Waldschlosse, als Speisewirthin, niedergelassen habe. Natürlicher Weise muß mir sehr daran gelegen seyn, mich der ansehnlichen Nachbarschaft zu empfehlen. Da-

rum lade ich Euch, werther Herr Mühlmeister, sammt Eurer lieben Hausfrau und Jungfer Tochter, höflich ein, heute über drei Tage, folglich den nächsten Samstag, mit einem Mittagsmahle bei mir vorlieb zu nehmen. Die Zeit soll Euch nicht lang werden. Ich lud bereits mehrere von Euern Bekannten und Freunden in Finkenberg ein, und sie sagten mir zu, daß sie sich einstellen wollten."

Hildemar, den die unerwartete Erscheinung befremdete, that mancherlei Fragen über die neue Anstalt im Walde, erhielt befriedigende Antworten, und versprach am Ende, sich bei dem Gelage mit den Seinigen einzufinden. Das Weiblein dankte freundlich, und warf, indem es abtrat, Helenen einen bedeutsamen Blick zu, der ihre geheime Vermuthung, daß die vorgebliche Speisewirthin niemand anders als Freundin Eule sey, bestätigte. Es war auch wirklich die königliche Prinzessin, die mit Hülfe des ihr wohlwollenden Zauberers jeden dritten Tag ihre vorige menschliche Gestalt annehmen konnte.

In der Mittagsstunde des Samstags fand Hildemar, als er in's Waldschloß trat, Helenens Freier dort schon versammelt. Sie gingen ihm mit freundlichen Mienen und dargebotenen Händen entgegen;

indem sie sich aber bückten und Scharrfüße machten, sagten sie ihm zu seinem Erstaunen die größten Unhöflichkeiten und Beleidigungen in's Gesicht. „Willkommen, Herr Metzmeister!" rief der Eine. „Stellt Euch so fromm und ehrlich als Ihr wollt, Ihr habt doch Euer Diebsloch, wie andere Müller!" sprach der Andere. „An Euch ist mir gar nichts gelegen," sagte der Dritte: „Aber Ihr seyd ein steinreicher Mann, und habt eine Pflegetochter, die ich heirathen will, wenn Ihr mit einer tüchtigen Mitgabe herausrückt." — Mit dergleichen Artigkeiten begrüßte ihn auch der Vierte, und alle geberdeten sich dabei so unterwürfig und schmeichelnd, daß er sie, wegen dieses Widerspruchs, für wahnsinnig hielt. Das Sonderbarste war, daß Jeder über die Grobheiten, die sein Vorgänger ausstieß, erschrack, und im nächsten Augenblicke mit noch härtern Brocken um sich warf.

Die aufgetragene Suppe brachte sie zum Schweigen: sie setzten sich an den Tisch, und aßen wie ganz vernünftige Leute. Kaum aber fanden sie auf dem Teller nichts mehr zu thun, so brauchten sie wieder den Mund auf die schnödeste Weise gegen Hildemar, und endlich sogar gegen Helenen. Beide nahmen sich nicht die Mühe, den tollen Schwätzern zu antworten. Je-

ner aber that im Herzen den Schwur, ihnen sammt und sonders hinfort sein Haus zu verschließen.

Als sie genug geschmäht hatten, zogen sie gegen einander selbst los. Anfangs nur mit lustigem Spott. Unter andern ward der kleine Fähnrich ein Endchen von einem Soldaten, und der entgüterte Landjunker ein Herr von Nirgendheim gescholten. Bald aber schimpften sie sich ernsthaft. Alle Schändlichkeiten, die einer von dem andern wußte, kamen unverholen zur Sprache. Das geschah zwar immer noch eine Weile mit lachendem Munde; doch endlich sprangen sie von den Stühlen auf und fielen einander in die Haare. Nur der Fähnrich entehrte sich nicht mit dieser gemeinen Katzbalgerei: er zog den Säbel, und schwor bei allen Teufeln, den in Kochstücke zu zerhacken, der ihn anrühren würde. Diese furchtbare Drohung schreckte jedoch so wenig, daß er gerade der Erste war, den man zur Thür hinaus warf. Schlag auf Schlag beförderten sich die Uebrigen eben dahin. Hildemar allein blieb unangetastet, weil er sich in den unsinnigen Streit mit keinem Worte gemischt hatte.

Sobald sich Jene sämmtlich auf der Straße befanden, erwachten sie wie aus einem Traume. Einer

fragte den andern: warum haben wir uns geschlagen? Jeder behauptete mit schrecklichen Eidschwüren: es sey kein böses Wort aus seinem Munde gegangen; er habe mit seinen werthen Freunden nichts als Liebes und Gutes gesprochen. Zuletzt glaubten sie bezaubert gewesen zu seyn, und herzten und küßten einander.

In diese allgemeine Umarmung wollten sie auch den Mühlmeister mit einschließen, als er aus dem Waldschlosse heraus trat. Er wies sie aber zurück und sagte mit kräftiger Stimme: „Weichet von mir, und keiner unterstehe sich hinfort, sich meiner Schwelle zu nahen!" Darauf bestieg er mit Weib und Kind seinen Wagen, und verließ die bestürzte Gesellschaft.

Der Hausbann wirkte: es ließ sich in den nächsten vier Wochen keiner der verwiesenen Freier in der Mühle wieder blicken. Doch eben so wenig sah und hörte Helene von ihrem Geliebten. Sie glaubte, einige Kunde von ihm in dem Waldschlosse zu erhalten; aber so oft sie dahin ging, fand sie es leer. Die Speisewirthschaft hatte nur einen Tag gedauert, und Prinzessin Eule war gänzlich verschwunden.

Um diese Zeit geschah es, daß der vertriebene Kö=

nig an der Gränze des Reichs eine Hauptschlacht gewann, und die besiegten Feinde dadurch zwang, sein Land zu räumen. Er hielt einen feierlichen, vom Jubel des Volkes verherrlichten Einzug. Sein Weg nach der Hauptstadt ging unweit der Mühle vorbei. Hildemar und die Seinen erwarteten ihn an der Landstraße, um in das freudige Lebehoch einzustimmen.

Der König war zu Pferde: sein Kronerbe ritt neben ihm. Diesen erblickend, fuhr Helene mit einem dumpfen Schrei zusammen, und hatte Mühe, sich auf den Füßen zu erhalten. „Was ist Dir?" fragte Hildemar: „Findest Du vielleicht, wie ich, zwischen dem Prinzen und dem Harfenspieler, der sich jüngst bei uns hören ließ, eine wunderbare Aehnlichkeit?" — Sie bejahte das leise.

Indessen war der Siegeszug näher gekommen. Der Prinz sah mit spähenden Augen umher, und grüßte mehrmals freundlich nach der Gegend hin, wo Helenens Schönheit aus dem Volksgewühl hervor strahlte. „Er ist's! er ist's!" sagte Hildemar: „Ich wette mein Leben!" Das Mädchen stand wie im Traume, und antwortete nicht. Sie gingen, ohne sich das Räthsel lösen zu können, gedankenvoll nach Hause.

Tages darauf, als eben der Mühlmeister mit Frau

und Tochter von der Sache sprach, trat der junge Sänger in derselben Kleidung, die er bei dem durch seine Kunst belebten Gastgebote trug, in die Stube, und rief munter und fröhlich: „Guten Tag, meine Freunde! Kennt Ihr mich noch?“

Helene schrack erröthend auf; Vater und Mutter empfingen ihn mit scheuer Höflichkeit.

„Es ist Zeit, mich Euch zu erkennen zu geben;“ sagte der Jüngling. „Dieses Gewand, das ich heute noch einmal anlegte, um Euch auf der Stelle bekannt zu seyn, war eine Verlarvung, unter welcher ich, den Feinden unverdächtig, die Gesinnungen des Volkes gegen meinen abwesenden Vater erforschte. Ich bin der Sohn des Königs. — Erschrick nicht, geliebte Helene! — Ich halte Dir getreu, was ich als Harfner versprach: ich erkläre Dich hiermit zu meiner Braut.“ —

„Das ist brav!“ rief die Zwergprinzessin, die plötzlich, als wäre sie wie ein Sonnenstrahl zum Fenster herein gekommen, mitten unter ihnen stand. „Des Herrn Vaters Majestät,“ fuhr sie fort, „werden sich freilich ein wenig sperren; aber sagt dem alten Herrn nur, daß Eure Braut keine Müllerstochter, sondern eine Gräfin Wildenfels sey; und will er's nicht glau-

ben, so beruft Euch auf mich: ich weiß alles genau und kann es beweisen."

Der Prinz sah die kleine Person, die so zuversichtlich sprach, mit Verwunderung an, und erbat sich ihren werthen Namen. Sie nannte sich, und versicherte, daß ihr Vater, ob er gleich keine Gesandten an andere Höfe schicke, ein sehr mächtiger Fürst der Unterwelt sey. Dann erzählte sie die Ermordung des Grafen Wildenfels, mit allen daraus entstandenen Folgen. Der Prinz erinnerte sich des Grafen recht wohl. Er war ein Günstling des Königs gewesen. Das machte dem Prinzen Hoffnung, daß seine Brautwahl ohne Schwierigkeit die väterliche Genehmigung erhalten werde. Er eilte daher getrost nach der Hauptstadt zurück.

Es ging aber nicht so, wie er dachte. Der König, der seinen erschütterten Thron durch ein Familienbündniß mit einem mächtigen Fürstenhause befestigen wollte und seinen vormaligen Liebling längst vergessen hatte, schlug des Kronprinzen Gesuch rund ab. Dieser, auf seiner Bitte beharrend, stellte vor: er sey nicht verpflichtet, die Neigung seines Herzens dem Moloch der Staatskunst zum Opfer zu bringen. Darüber entstand

zwischen Vater und Sohn ein heftiger Zwist. Der Letztere verging sich mit Worten, und das Ende vom Liede war, daß ihn der zornige König verhaften und auf eine Festung bringen ließ.

Kaum hatte das der Zwergprinzessin ihr kleiner Finger gesagt, so begab sie sich nach Hofe, machte dem König ihre Aufwartung, und bot die möglichste Beredsamkeit auf, ihm das verweigerte Jawort abzuschwatzen. Er widerstand aber wie ein Fels, und setzte zuletzt den fürstlichen Rang der hohen Vermittlerin so ganz aus den Augen, daß er ihr mit unhöflichen Worten die Thür wies. „Nun, nun, ich gehe schon;" sagte sie: „doch will ich's wohl dahin bringen, daß Eure Majestät längstens in drei Tagen zum Kreuze kriechen." Ein schallendes Gelächter war seine Antwort.

Bald darauf erzählte er einem vertrauten Höfling, der zu ihm kam, die rauhe Abfertigung der Prinzessin, und war, wie immer, des vollkommensten Beifalls gewärtig. Der Hofschranz, der bei jeder Gelegenheit den Honig der Schmeichelei auf der Zunge hatte, machte denn auch, wie gewöhnlich, eine tiefe Verbeugung und ein sehr beifälliges Gesicht, sagte hingegen mit dem ernsten Tone eines Hofmeisters: „Ew. Majestät betrugen sich nicht fein und ritterlich gegen die Dame. Auch

ist es nicht löblich, daß Allerhöchstdieselben der treuen Dienste des ermordeten Grafen Wildenfels, der zweimal der Retter Ihres Lebens war, undankbar vergaßen." —

Der König sah ihn mit Erstaunen an und fragte: ob er seinen Verstand verloren habe.

„O nein," versetzte der Hofmann mit ehrerbietigem Lächeln: „Ich sprach die vernünftigste Wahrheit."

„Wahrheit!" fuhr der Herrscher auf. „Ich hasse die Wahrheit. — Drum geh mir aus den Augen und wag' es nicht mehr, bei Hofe zu erscheinen.

Ein anderer Hofherr, der zunächst ins königliche Gemach trat, sprach eben so kühn, als sein Vorgänger, und ward, wie dieser, verbannt. Aber die Ungnade des Königs, die sonst, wie ein Erdbeben, den Hof erschütterte, hatte jetzt keinen abschreckenden Erfolg. Wer mit ihm sprach, nahm kein Blatt vor den Mund. Sogar die musterhaftesten Schmeichelkatzen, die sich ihr Leben lang mit wurmähnlicher Demuth vor ihm geschmiegt hatten, verletzten ihn mit der Kralle der Wahrheit. Das geschah nicht immer nur wegen des Prinzen. Man rückte dem König tausend andere Dinge vor; man stellte alle Böcke, die er während seiner langen Regierung geschossen hatte, in Reihe und Glied

vor ihm auf. Er fluchte, tobte, prügelte, füllte die Gefängnisse der Hauptstadt, und ließ sich zuletzt, als er alle seine gewöhnlichen Diener fortgejagt hatte, von Küchen= und Stalljungen bedienen. Aber auch diese Wichtlein sagten ihm bittere Wahrheiten, die er nicht verdauen konnte. Er mußte sich nun seine Kleider selbst ausklopfen und die Schuhbürste handhaben.

Bei dieser Beschäftigung überraschte ihn am dritten Tage die kleine Prinzessin. Wir erriethen es längst, daß sie es war, die ihn, wie schon früher ihre Gäste im Waldschlosse, bezaubert hatte: dennoch heuchelte sie Erstaunen, ihn bei so niedrigen Arbeiten zu finden. Er gestand offenherzig, daß ihn das unter seinen Hofleuten ausgebrochene Wahrheitsfieber in diese Lage versetzt habe. Lächelnd fragte die Prinzessin: „Was gewährt Ihr mir dafür, wenn ich Eure Dienerschaft wieder gesund mache?“ Freudig erbot er sich zu Allem, was sie verlange. Sie foderte: daß er die Verbindung seines Thronerben mit der Gräfin Helene Wildenfels auf der Stelle genehmigen solle. Er ging sehr schwer daran, in diesen sauern Apfel zu beißen; da ihm jedoch der Holzapfel der Wahrheit noch saurer schmeckte, so griff er nach jenem, und sandte schleunig

zwei Hofwagen ab, um Helenen aus der Mühle und den Prinzen von der Festung zu holen.

Und als sie nun, nach Verlauf weniger Stunden, vor ihm standen, und er ihre Hände in einander gelegt hatte, stürzte unaufhaltsam eine Schaar von Hofleuten in's Zimmer und schmeichelte ihm um die Wette. „Seht, ich habe das kranke Völkchen geheilt!“ sagte die Zwergin zum König. Hierauf wandte sie sich zur Braut: „Meine Dankpflicht ist erfüllt. Der Geist deines guten, gefühlvollen Vaters ruh' auf dir, und sey glücklich!“

Damit verschwand sie.

VI.

Der junge Maler.

Der Rechnungsrath Tobias Nullmann trug, wenn er ausging, einen häßlichen, dicken, plumpen Stock, hatte dagegen eine schöne, schlanke, niedliche Tochter, die er aber selten oder nie ausgehen ließ. Der unförmliche Stab, ein Erbstück, hatte für ihn einen geheimnißvollen Werth, weil sein Vater, indem er plötzlich vom Schlage getroffen ward, mit gelähmter Zunge den Stock verlangte, ihn seinem Sohne in die Hand drückte und sich vergebens bemühte, einige Worte, die er nur unverständlich lallen konnte, deutlich zu sprechen. Er zeigte mit zitternder Hand nach Schreibzeug und Papier; als es ihm aber gebracht wurde, that er den letzten Athemzug und verschied.

Sein Sohn, der vormals zehn Jahre lang in der

Provinz lebte, hatte den seltsamen Stock in früherer Zeit nicht gesehen; er war erst während seiner Abwesenheit ein Eigenthum des Vaters geworden. Es ließ sich nicht ergründen, worin das Verdienst des Stabes bestand, daß sein Besitzer noch am Rande des Grabes seiner gedachte und ihn seinem Sohne so dringend empfahl. Er war sammt dem Knopfe, der die Gestalt einer Krücke hatte, aus gewöhnlichem Nußbaumholze gedreht, und es fand sich nirgends ein Merkmal, daß in dem dicken Körper etwas verborgen sey. Darum konnte sich der Rechnungsrath nicht entschließen, den ihm so dringend ans Herz gelegten Stock ohne Wahrscheinlichkeit einigen Nutzens zergliedern zu lassen; er betrachtete ihn als eine heilige Reliquie und bediente sich seiner auf der Straße, ungeachtet die allzu kräftige Stütze eines noch kräftigen Mannes von Jedem, der ihm begegnete, belächelt und von unartigen Leuten sogar laut belacht wurde. Das gewichtige Tändelstöckchen war besonders sein beständiger Gefährte, wenn er Abends ein gewisses ansehnliches Weinhaus besuchte. „Küper, hier ist mein Stock; verwahr' ihn gut!" waren die unveränderlichen Worte, mit welchen er seine Stütze dem Aufwärter übergab und sich dann zu seiner Flasche setzte.

Er war, wie gesagt, Vater einer schönen, sechzehnjährigen Tochter. Schon in der Provinz war Auguste der Stern, nach dem die Augen aller jungen Männer sich wandten. Aber wie man einen Stern nicht vom Himmel herab langen und in der Nähe bewundern kann, so gelang es auch den schmachtenden Jünglingen nicht, sich dem lieblichen Mädchen zu nahen und den Faden einer angenehmen Bekanntschaft anzuknüpfen. Das Haus des Rechnungsrathes war ein strenges Kloster, worin dem männlichen Geschlechte kein Sprachzimmer offen stand. Eben so wenig war Auguste außer dem Hause zu sprechen, weil ihr Vater mit keiner Familie seines Wohnortes umging und noch weniger Concerte, Bälle oder andere Lustbarkeiten mit seiner Tochter besuchte. Er lebte, wie ein alter Student, und verbrachte seine Zeit, die er nicht den Geschäften am Schreibtische widmen mußte, an irgend einem öffentlichen Orte.

Indessen befand sich die mutterlose Auguste unter Obhut einer alten Haushälterin, die immer einen unerschöpflichen Vorrath der armseligsten Stadtgeschichten und albernsten Klatschereien im Kopfe hatte, und das liebe Mädchen so dringend damit belästigte, daß es in seiner traurigen Einsamkeit nicht einmal das Vergnü-

gen haben konnte, ein unterhaltendes Buch zu lesen. Die Alte war von ihrem Brodherrn besonders angewiesen, die Versuche aller jungen Männer, sich mit Augusten in Verbindung zu setzen, scharf zu beobachten. Sie lauerte, wie Argus, mit hundert Augen, aber mit keinem konnte sie lesen, und war daher immer in Angst und Sorgen, wenn ein Blatt beschriebenes Papier, mochte es auch nur eine unschuldige Schneiderrechnung seyn, an Augusten abgegeben wurde. Sie stellte sich in ihrer Einfalt immer vor, daß ein solcher Zettel eine Geheimschrift enthalte und ein verkappter Liebesbrief seyn könne. Ein buntes Stickmuster, das unter andern eine Taube mit einem Briefchen im Schnabel darstellte, brachte sie eines Tages in eine solche Verlegenheit und Unruhe, daß sie das Blatt mit der bedenklichen Bilderschrift Augusten wegriß und ins Geschäftszimmer des Rechnungsrathes mit dem Ausrufe stürzte: „Es ist ein Brief an Mamsell Augusten angekommen!"

„Wer hat ihn gebracht?" fragte er mürrisch.

„Da bringt ihn ein Vogel!" sagte die Alte und zeigte ihrem Herrn das Stickmuster.

„Dumme Gans!" fuhr Herr Tobias auf. „Solche Briefe, die sich nicht öffnen und lesen lassen, können meiner Tochter gebracht werden. — Ich begreife nicht,

wie Sie über ein todtes Bild einen solchen Lärm erheben konnte. Ihre Einfalt hat mich in der wichtigsten Bruchrechnung gestört. Geh' Sie zum Henker!"

„Nun, wenn Sie die Sache so leicht nehmen, Herr Rechnungsrath," sagte das aufgebrachte Weib, so wollt' ich, daß Sie die Liebesbriefe an Ihre Tochter endlich selbst tragen müßten."

„Sie spricht wie eine verrückte Person!" sagte der Rath und jagte sie durch wildes Aufspringen zur Thür hinaus.

Bald nachher ward er in die Hauptstadt berufen und ihm ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Daß sein bisheriger Wohnort ihn verlor, das bedauerte niemand; aber Augustens Scheiden beklagten alle junge Männer, ob sie gleich nur zuweilen das Vergnügen gehabt hatten, das schöne Mädchen am Fenster oder in der Kirche zu sehen.

Einer dieser Leidtragenden war der junge Maler Gustav Wendelin, der Sohn eines der angesehensten Männer in jener Provinzialstadt. Gustav hatte das Paradies von Augustens Schönheit zwar auch nur immer von fern erblickt, war ihm aber doch einen Schritt näher, als Andere gekommen, weil seine Schwester, mit Bewilligung der beiderseitigen Väter, Augu-

sten bisweilen besuchte, und von ihrem Bruder, wiewohl unbekannter Weise, die freundlichsten Grüße überbrachte und an ihn zurück erhielt. Auch dieses zarte Band sollte nun zerrissen werden; der liebende Jüngling war außer sich vor Schmerz, und versank, als sein Idol verschwunden war, in eine so düstere Gemüthsstimmung, daß er an nichts mehr Freude hatte und ihm seine sonst hochgeliebte Kunst ganz gleichgültig ward.

Der Vater bemerkte seine Schwermuth und fragte, was ihm fehle.

„Es betrübt mich," antwortete der Sohn, daß meine Kunst hier in der Enge einer kleinen Stadt keine Gelegenheit hat, sich auszubilden und vorwärts zu kommen."

„Warum nicht?" sagte der Vater. „Wir leben doch im Schooße einer schönen Natur."

„Sie schmeicheln ihr, lieber Vater! Und wäre sie auch wirklich schön, so kann und darf ich sie doch nicht sclavisch nachbilden, gleichsam blos abschreiben; sonst würde mich Goethe's bekanntes Spottgedicht: Die Musen und Grazien in der Mark — ungeachtet es eigentlich gegen einen gewissen Dichter gerichtet ist — ebenfalls treffen."

„Ich verstehe das nicht. Aber so viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß man sich freut, wenn man die Wirklichkeit genau nachgebildet sieht. Was will man denn mehr?"

„Der Künstler soll die wirklichen Gegenstände idealisiren, das heißt: sie durch seine Einbildungskraft schöner und vollkommener darstellen, als sie in der Natur vorhanden sind."

„Sonderbar! der Künstler muß also Gottes Werke verbessern, wenn sie gefallen sollen? — Nun meinetwegen! So idealisire denn auch!"

„Ich weiß nur nicht, wie ich kunstmäßig dabei verfahren muß, um des Beifalls der Kenner gewiß zu seyn. Das kann ich leider hier nicht lernen."

„Wo denn sonst?"

„Die nächste Kunstschule für mich wäre die Bildergallerie der Residenz, wo ich die Werke Michel Angelo's, Rafaels, Corregio's, Titians, Albrecht Dürers und anderer großen, unsterblichen Meister fleißig betrachten und studiren könnte. Darum erlauben Sie mir, bester Vater, mich etwa ein Jahr dort aufzuhalten."

„Das würde schweres Geld kosten, mein Sohn!

Doch bin ich, wenn's zu Deiner Vervollkommnung dient, zu diesem Opfer bereit."

Dankbar und freudig küßte ihm Gustav die Hand.

„Auch ich danke, bester Vater!" sagte, nach vorgängiger Verabredung, die Schwester, die bei jenem Gespräche zugegen war. „Ich gewinne bei Gustavs Reise in die Hauptstadt einen Schatz, den er dort heben und mir zusenden soll."

„Was erwartest Du von dort?" fragte der Vater.

„Das Bildniß meiner Freundin Auguste, das mein Bruder für mich malen und mir zu meinem Geburtstage schenken soll."

„Gern wollt' ich Dir diese Freude machen," sagte Gustav, „es wird aber unmöglich seyn. Du kennst den argwöhnischen Rechnungsrath; wie könnt' er sich überwinden, mich mehrmals Stunden lang Augusten gegenüber sitzen und ihr in die Augen sehen zu lassen?"

„Es wäre freilich ein halbes Wunder," sagte die Schwester: „doch steh' ich dafür, daß es sich durch einige Briefzeilen von der Hand unsers guten Vaters bewirken ließe."

„Dacht' ich's doch, daß ich noch endlich den gedrehten Bolzen verschießen müßte! Das machen die Kinder jetzt mit ihren Vätern nicht anders." —

Die Geschwister freuten sich, daß die unter ihnen abgekartete Sache auf so gutem Wege war. Gustavs Abreise erfolgte in den nächsten Tagen.

Als er den Brief seines Vaters in der Hauptstadt übergeben wollte, kam ihm der Rechnungsrath, im Ausgehen begriffen, auf der Treppe entgegen. „Was führt Sie hieher?“ sprach er kurz und unfreundlich.

„Das Bedürfniß meiner Kunst, die Meisterwerke der hiesigen Bildergallerie zu studiren.“

„Nun, was wollen Sie deßhalb bei mir? Ich bin nicht Gallerie-Inspector.“

„Das ist mir bekannt, und ich will auch blos die Ehre haben, einen Brief meines Vaters zu überreichen.“

Herr Nullmann riß den Brief auf, sah flüchtig hinein, steckte ihn in die Tasche und sagte: „Ich habe jetzt nicht Zeit, mich über das sonderbare Verlangen zu erklären. Kommen Sie heute über acht Tage auf die Rechnungskammer. Da will ich mit Ihnen sprechen.“

So endigte sich die Audienz auf der Treppe. Das geliebte Mädchen sah Gustav nicht. Nur die alte Haushälterin Sabine stand oben am Vorsaal und behorchte das kurze Gespräch, war aber sehr verdrießlich, daß sie

unbefriedigt abziehen mußte, ohne den Inhalt des Briefes zu erfahren.

Am achten Tage nachher erschien Gustav auf der Rechnungskammer. Der Herr Rath empfing ihn kalt und finster, und sagte: „Sie sind also ein Maler? — Ich wundere mich über Ihren sonst sehr verständigen Herrn Vater, daß er Sie zu keinem tüchtigen Geschäfte, bei dem sich Brod und Ehre gewinnen läßt, erzogen und angehalten hat. Ich bitte Sie, was ist ein Maler und was nutzt er dem Staate? Er treibt eine unsichere, brodlose Kunst, erhält weder Titel, noch Orden, und gilt daher nichts, gar nichts in den Augen solider und angesehener Geschäftsmänner."

Gustav hatte Lust, derb zu antworten, zwang sich aber zum Schweigen, weil der unhöfliche Philister Augustens Vater war.

„Ihr Vater ersucht mich," fuhr der solide Geschäftsmann fort, „daß ich Ihnen erlauben möge, meine Tochter zu malen. Eine sonderbare und harte Zumuthung! Ich bin in meinem Hause noch gar nicht eingerichtet, habe hier in der Rechnungskammer viel alte Reste aufzuräumen, und soll nun bei Ihrer Pinselei Stunden lang, als Sittenwächter, müssig sitzen; denn nur ein höchst leichtsinniger Vater könnte seine Tochter mit ei-

nem jungen Menschen, der sich einer losen Kunst gewidmet hat, allein lassen. Dennoch beschwört mich Ihr Herr Vater bei unserer alten Freundschaft, ihm seine Bitte zu gewähren. Alte Freundschaft! — Das ist eine Redensart, die bei mir wenig gilt. Es sey Ihnen aber gestattet, meine Tochter zu malen, weil ich neugierig bin, wie sich das Mädchen in einem wohlgelungenen Bilde ausnimmt."

„Das Bild wird Ihnen, hoff' ich, gefallen," sagte Gustav. „Wann erlauben Sie mir, den Anfang meiner Arbeit zu machen?"

Der Rechnungsrath sah in seinem Geschäftskalender nach, überlegte ein Weilchen, bestimmte dann einen Tag, und schärfte dem Maler sehr ernsthaft ein, nicht vergebens auf sich warten zu lassen.

Ueber diese Besorgniß des Ausbleibens lachte Gustav in seinem Herzen, weil er den Augenblick, da er Augusten sehen sollte, kaum erwarten konnte.

Er kam zur bestimmten Zeit. „Gott bewahr' uns in allen Gnaden!" sagte die alte Sabine, als sie ihm die Vorhausthür öffnete, und die ihm von einem Lohndiener nachgetragene Staffelei sah. „Was sind das für gefährliche Anstalten!" Sie schloß einen langen Saal auf, mit der Weisung, seinen Lattenkram, wie

sie die Staffelei nannte, bei der Thürschwelle aufzubauen. An dem obern Ende des Saales standen zwei Stühle, und Sabine erklärte ihm, daß der Herr Rechnungsrath und Mamsell Tochter dort Platz nehmen würden. „So muß ich der jungen Dame wenigstens dreißig Schritte näher rücken;“ sagte Gustav: „denn ich müßte Falken- oder Luchsaugen haben, wenn ich die feinen Gesichtszüge, die ich malen soll, aus dieser weiten Ferne vollkommen auffassen könnte.“

„Das machen Sie mit dem Herrn Rechnungsrath aus!“ sagte sie. „Er befahl, daß ich Sie anweisen sollte, sich hier an der Thür mit Ihrem Kram niederzulassen. Nun, das hab' ich Ihnen gesagt, und damit Punktum!“

Jetzt erschien der Rechnungsrath mit seiner schönen Tochter. Sie traten durch eine Thür am entgegengesetzten Ende des Saales herein. Gustav ging mit schnellen Schritten auf sie zu. Der Rechnungsrath schob mit der einen Hand das Mädchen hinter sich zurück an die Wand, und machte mit der andern gegen den Maler allerhand zurückweisende Bewegungen. Dieser ließ sich aber nicht abhalten, vorwärts zu schreiten und Augusten zu sagen: wie glücklich er

sich schätze, daß ihm ein Versuch, ihre Schönheit und Anmuth nachzubilden, gestattet worden sey.

„Schon gut, schon gut!" sagte der Rechnungsrath verdrießlich und barsch. „Ich verbitte alle Worte, besonders Schmeicheleien! Begeben Sie sich nur ganz still dort hin an die Thür, und handhaben Sie Ihren Pinsel!"

„Verzeihen Sie, in solcher Ferne kann ich nicht malen."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht mit Adleraugen versehen bin. Ich darf, wenn ich ein gutes Portrait liefern soll, nur drei Schritte vom Urbild entfernt seyn."

Der Rechnungsrath schüttelte den Kopf, und fing an, über die Schritte zu handeln. Ein so junger Mann, meynte er, werde doch zehn Schritte weit sehen können.

„Einen Kirchthurm allerdings," war die Antwort. „Aber feine weibliche Gesichtszüge fodern eine nähere Betrachtung."

Der Rath bot nun acht oder sechs Schritte. Gustav verwarf auch diese, und bestand auf dreien.

Als ihm endlich diese murrend und brummend eingeräumt wurden, rückte er mit seiner Staffelei heran

an den Tisch, auf dem der Rechnungsrath, um während der Aufsicht beim Malen in landesherrlichen Dienstgeschäften nichts zu versäumen, eine Menge Akten aufgehäuft hatte. Auguste schlug sittsam die Augen nieder; aber Gustav ersuchte sie, ihn fest und freundlich anzusehen, worüber der grämliche Vater abermals widerspänstig wurde, aber sich darein ergeben mußte, da er sein Kind doch nicht mit geschlossenen Augen, wie ein Marmorbild, dargestellt sehen wollte.

Die Arbeit ging nun anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung fort. Der Rath blätterte still in seinen Akten, und schielte fleißig darüber hinweg, um die jungen Leute vielleicht in einem verdächtigen Augengespräche zu ertappen. Er entdeckte nichts, gab aber, da ihm die Sitzung zu lange dauerte, dann und wann ein Zeichen der Ungeduld von sich. Das bemerkend, stand Gustav auf, und sagte: er wolle nicht länger belästigen.

„Sind Sie fertig?" fragte der Rath mit einem freudigen Tone, und lief hin an die Staffelei, um das Bildniß, das er schon vollendet zu sehen erwartete, zu betrachten. Als er aber nur die ersten einfachen Grundlinien gezeichnet fand, rief er aus: „Mein Gott! Sie haben ja beinahe gar nichts gethan! In so langer Zeit, als Sie hier sitzen, wär' ich mit einem bogenlangen

unterthänigsten Berichte an den gnädigsten Landesherrn zu Stande gekommen, und dazu gehört doch, mit Ihrer Erlaubniß, mehr Verstand und Nachdenken, als zu Ihrer Pinselei.“ —

„Wohl möglich!“ sagte Gustav lächelnd.

„Sie machen das Gemälde nun doch in Ihrer Wohnung vollends fertig?“ fragte Jener.

„Das ist unmöglich;“ antwortete der Künstler: „ich kann das Anschauen des Urbildes keinen Augenblick entbehren.“

„Zum Henker!“ sagte Nullmann, mit dem Fuße stampfend: „So soll ich also noch einmal hier Schildwache sitzen?“

„Das haben Sie nicht nöthig, Verehrtester! Ich male ja nur Ihre liebe Tochter.“

„Daß Sie aber nichts anders unternehmen, junger Herr, darüber muß der Vater wachen.“

„Ich bedauere, daß Ihnen diese überflüssige Besorgniß viel Beschwerde machen wird, indem ich mir wenigstens noch drei Sitzungen erbitten muß, um das Bild gut und lobwürdig zu vollenden.“

„Drei Sitzungen noch? — Darüber möchte man aus der Haut fahren! Hätt' ich mich doch in die verdammte langweilige Geschichte gar nicht eingelassen!

Ich versäume darüber so viel Zeit in meinen Geschäften, daß ich Gefahr laufe, meinen Dienst zu verlieren."

„Der Herr Rechnungsrath scherzen! Wär' es aber wirklich Ihr Ernst, so wollt' ich lieber das Bild unvollendet lassen, als Sie der geringsten Unannehmlichkeit aussetzen."

„Nun, nun, Mosje Wendelin, da Sie so vernünftig sprechen, so will ich Ihnen noch einige Stunden opfern, und die verlorene Zeit, damit der Staat nicht darunter leide, dem Schlaf entziehen. Kommen Sie heut' über acht Tage wieder!"

Das versprach Gustav sehr gern, und bis zu dem bestimmten Tage war Auguste, die er noch nie so nahe und so liebenswürdig gesehen hatte, sein einziger Gedanke.

Als er an dem sehnlich erwarteten Tage die Treppe hinauf stieg, kam ihm der Rechnungsrath entgegen. „Ich muß in die Kanzlei;" sprach er, „Ihre Arbeit soll aber dennoch heute vor sich gehen. Meine Haushälterin Sabine wird mich als Beisitzerin vertreten. Respektiren Sie die ehrliche Frau, wie mich selbst!"

Damit stampfte er mit seinem dicken Stocke, der dem Maler nicht wenig auffiel, die Treppe hinab.

Mit ungewöhnlich vornehmer Miene öffnete Sabine,

von der Klingel gerufen, das Vorhaus, befahl dem Maler, ihr zu folgen, setzte die Brille auf die Nase und sich auf den Präsidentenstuhl. Sie paßte noch schärfer auf als ihr Herr, und wollte sich das gegenseitige Anblicken der jungen Leute durchaus nicht gefallen lassen. Es kostete viel Mühe, die gestrenge Frau zur Genehmigung zu bewegen. Bei so scharfer Aufsicht fand Gustav keine Möglichkeit, sich Augusten auf irgend eine Weise zu nahen. Er ward von der Präsidenten beschieden, sich über acht Tage wieder einzustellen.

Als er in den Abendstunden desselben Tages nach seiner Wohnung ging, sah er den Rechnungsrath, nach vorsichtiger Umsicht, ob ihn etwa ein Vorgesetzter bemerke, in ein nahe gelegenes Weinhaus schlüpfen. Gustav ging ihm leise nach, ohne selbst recht zu wissen, warum. Der Rechnungsrath trat in die Weinstube; hinter ihm Gustav. Jener rief nach seiner Gewohnheit: „Küper, hier ist mein Stock; verwahr' ihn gut!" Der Bursch trug das anvertraute Gut in ein Nebengemach, wohin ihm Gustav, hinter Nullmanns Rücken, folgte.

„Erlauben Sie mir doch," sprach er, „den wunderbaren Stock, dergleichen ich noch keinen gesehen habe,

ein wenig zu betrachten.“ — „Recht gern!“ sagte der Aufwärter, und ging nach dem Keller, um den Rath mit Wein zu versorgen.

Indessen besah Gustav den Stock von oben bis unten. Der messingene Fuß, mit eisernem Stachel, ließ sich leicht abdrehen. Das leitete den jungen Mann auf den wunderlichen Gedanken: daß ihm der dickleibige Stock zu einem geheimen Briefwechsel mit Augusten behülflich seyn könne.

Indem er den flüchtigen Einfall noch weiter ausbilden wollte, kam der Küper zurück. „Sagen Sie mir doch,“ begann Gustav, „besucht der Herr Rechnungsrath, den ich halb und halb zu kennen die Ehre habe, dieses Haus öfter?“ — „Jeden Abend, mein Herr!“ — „Und gibt ihnen seinen Stock immer in Verwahrung?“ — „Ja, darauf könnt' ich wetten.“ — „Hätten Sie wohl Lust, auf eine leichte Art zwei Louisd'or zu gewinnen?“ — „Warum nicht? Meine Stelle ist so wenig einträglich, daß mir jeder Nebenverdienst willkommen seyn muß.“ — „Gut! wir wollen eines der nächsten Abende die Sache weiter besprechen.“ —

Er kam erst nach sechs Tagen wieder, und bat den Küper, daß er ihm erlaube, den seltsamen Stock (der

sich eben in des Burschen Gewahrsam wieder befand) auf eine halbe Stunde in seine nahe Wohnung mitzunehmen, wo er ihn einem Freunde, der den stadtkundigen Stock zu sehen wünsche, zum Scherz zeigen wolle. „Nein, dazu kann ich mich nicht verstehen,“ sagte der Stabhüter. „Wenn der Herr Rechnungsrath fortgehen wollte, und sein Stock wäre mit Ihnen spazieren gegangen, so käm' ich ins Teufels Küche.“ —

„Sorgen Sie nicht! Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß ich in einer halben Stunde unausbleiblich zurück komme, und lege zu Ihrer vollkommenen Sicherheit sechs Louisd'or zum Unterpfande hier nieder. Diese sind verfallen, wenn ich nur eine Minute über die bedungene Zeit ausbleibe. — Bring' ich aber den Stock pünktlich und unversehrt zurück, so empfangen Sie, für die mir zugestandene Erlaubniß, von dem Pfandgelde zwei Louisd'or.“

Diesen Vorschlag ließ sich der Küper gefallen, und Gustav eilte durch die Hinterthür, die ihm den Weg durch die Weinstube ersparte, in seine Wohnung.

Hier lag schon ein Hohlbohrer bereit. Damit höhlte er das Fußende des Stocks einen halben Finger lang vorsichtig aus, daß man einen zusammen gerollten Zet-

tel von feinem Papier bequem hinein legen konnte. — So gab er den Stock zu rechter Zeit zurück, und der Küper, der keine Beschädigung daran wahrnahm, steckte die dabei gewonnenen zwei Goldstücke vergnügt in die Tasche.

Der folgende Tag war bestimmt, daß der Maler seine Arbeit an Augustens Bildnisse fortsetzen sollte. Er vermuthete, daß Sabine abermals den Vorsitz dabei haben würde. Es lag ihm daran, sie eine Minute lang von ihrem Posten hinweg zu bringen; er befahl deßhalb, als er von Hause wegging, seinem Jockei, daß er, nach Verlauf einer Stunde, an der Wohnung des Rechnungsrathes die Klingel stark ziehen und, nach erfolgter Oeffnung des Vorhauses, bitten solle, seinen Herrn heraus zu rufen.

Der Knabe zog die Glocke so stürmisch, als brenne das Haus. Sabine fuhr auf: „Welcher Flegel reißt so an der Glocke? — Gerade, weil er so lärmt, mach' ich nicht auf.“ — Sie setzte sich wieder. Aber bald tönte die Glocke noch stärker. „Potz Hagel! der Bengel will's erzwingen; ich thu' ihm aber seinen Willen durchaus nicht.“ — „Es könnte wohl aber auch mein Vater seyn, der vielleicht etwas vergessen hat;“ sagte Auguste, die es dem jungen Maler ab-

merkte, daß er Sabinen gern aus dem Zimmer entfernt hätte.

„Toll genug! Da muß ich doch hinaus!“ sprach die Alte, und wackelte fort. „Malen Sie indessen recht fleißig, junger Herr! Ich bin, wie man eine Hand umkehrt, wieder hier.“

Sobald sie hinaus war, und Gustav sie von der Thür hinweg schlarfen hörte, sprang er auf, drückte Augusten ein Briefchen in die Hand, und flüsterte zugleich: „Theuerste, verbergen Sie das Blättchen geschwind, und lesen Sie es, wenn Sie allein sind!“ — Ueberrascht nahm sie das Briefchen an, und verbarg es. Gustav zog sich schnell an seinen Ort zurück, und kaum saß er, als Sabine herein trat und sagte: „Ihr kleiner Bedienter, Herr Wendelin, war der große Flegel, der so toll an der Glocke riß. Er wartet draußen und will Sie sprechen.“

Gustav ging hinaus und fertigte den Burschen ab.

Das heimliche Briefchen enthielt eine zärtliche Liebeserklärung. Der Erzähler hat sie nicht gelesen; und da er die schönen Jahre, in welchen man Liebesbriefe zu schreiben pflegt, weit hinter sich hat, so findet er sich auch nicht mehr geschickt, ein solches Süßbriefchen zu dichten, und kann folglich diese Geschichts-

lücke nicht ausfüllen. Nur so viel erfuhr er, daß Gustav, nach den feurigsten Ergießungen seines flammenden Herzens, die Zubereitung des väterlichen Stabes zu einer täglichen Briefpost Augusten bekannt machte, und sie ersuchte, die Anstalt einzuweihen, ihn noch heute mit einer freundlichen Antwort zu beglücken, und sie in die Höhlung des Stabes zu legen, wo er sie im Weinhause finden, heimlich heraus langen, und sogleich auf demselben Wege wieder beantworten werde.

Gustav lauerte des Abends schon zeitig im Schilderhause des Küpers neben der Weinstube auf die Ankunft seiner neuen Post. Sie kam, ward dem Küper, wie gewöhnlich, übergeben, und dieser zugleich nach Wein versandt. Schnell zog Gustav dem Stocke seinen messingenen Stiefel ab, und fand hinter demselben zu seiner größten Freude ein Brieflein von Augusten. Das gute Kind schalt Anfangs ein wenig über die Verletzung des väterlichen Eigenthums; doch folgten dem sanften Verweise die freundlichsten und herzlichsten Worte, wie sie der verliebte Knabe kaum erwartet hatte. Als er das Blättchen mit Entzücken gelesen und den unterschriebenen Namen beinahe mit Küssen verschlungen hatte, lief er in seine Wohnung, und ergoß sein zärtliches und dankbares Herz auf ein

Blättchen Seidenpapier. Er bat am Schluß um tägliche Fortsetzung des so glücklich angefangenen Briefwechsels. Mit diesem Blatte eilte er ins Weinhaus zurück, schob es in den Stock, bat den Küper dringend um Verschwiegenheit, und schenkte ihm einen blanken Thaler, mit der Zusicherung, daß er ein gleiches Geschenk täglich beim Postenwechsel empfangen solle. Damit war der geldhungrige Bursch sehr zufrieden.

Die Schnellpost der Liebe kam täglich Abends um sieben Uhr im Weinhause an, und ging um neun, höchstens halb zehn Uhr wieder ab. Acht Wochen lang wurden mit derselben die glühendsten Betheuerungen ewiger Liebe und Treue, und am Ende sogar Verlobungsringe hin und her gesandt. Indessen war Augustens Bildniß schon in der ersten Woche des Postenlaufs fertig. Es gefiel Allen, die es sahen; selbst Augustens Vater lächelte beifällig.

Die Absendung des Bildes nach Gustavs Vaterstadt hatte keine Eile; er konnte es noch vorher bei der jährlichen Gemälde-Ausstellung, die eben ihren Anfang genommen, öffentlich zeigen. Das that er mit dem besten Erfolg. Die anziehende Schönheit des mit Fleiß und Liebe gemalten herrlichen Kopfes, der einem Madonnenbilde glich, ward allgemein bewundert, und

der Künstler bekam von allen Seiten Bestellungen, die er meistens ablehnte, um seine Zeit, die er zu Studien berühmter Meisterwerke anwenden wollte, nicht von der Bildnißmalerei ganz aufzehren zu lassen. Er ward auch nach Hofe berufen, und erhielt dort den Auftrag, zwei junge Prinzessinnen zu malen. Die Bildnisse gelangen zur Zufriedenheit und Freude des ganzen Hofes so trefflich, daß ihn der Fürst, nach reichlichem Ehrensolde, noch auffoderte, sich eine Gnade zu erbitten. Er bat um den Titel eines Hofmalers, mit der bescheidenen Erklärung: daß er sich zwar dieser Ehre nicht würdig achte, aber sie darum wünsche, weil sie seine vorhabende Verbindung mit der Tochter eines angesehenen Mannes erleichtern würde.

Bald nachher nahm die bisher mit dem besten Glück fortgegangene Stabpost ein trauriges Ende. Gustav hatte von seiner Verlobten ein höchst angenehmes Briefchen empfangen. Die Antwort ließ sich nicht kurz fassen, und so geschah es, daß er damit später als gewöhnlich ins Weinhaus kam, um sie der zurück gehenden Post zu übergeben. Der Küper hatte bemerkt, daß der Rechnungsrath sein Viertelfläschchen, das er sich täglich zukommen ließ, beinahe geleert hatte; und da er dann immer ohne Verzug aufstand,

ins Kabinet, wo sich der Küper gewöhnlich aufhielt, rasch eintrat und seinen Stock verlangte: so besorgte Jener, daß er den jungen Maler, der sich von ihm nicht sehen lassen wollte, erblicken und Argwohn schöpfen könnte. Darum bat er den Künstler, schnell wegzugehen und sich darauf zu verlassen, daß sein Brieschen treu und sicher in die Stabhöhle gebracht werden würde.

Gustav eilte fort; der Küper nahm den Stock, und legte das Brieschen hinein; indem er aber nach der messingenen Schlußkappe griff, um sie darauf zu setzen, trat der Rechnungsrath, den ein politischer Streit in der Weinstube etwas verdrießlich gemacht hatte, hastig ins Nebengemach, und rief: „Heh, Patron! was macht Er da?" — Der Küper ließ vor Schrecken den Stock aus der Hand fallen. Der Rechnungsrath hob ihn auf, besah ihn, und brummte, wie ein Bär, beim Anblick der eingebohrten Höhle und des darin liegenden Blättchens. Er zog es heraus und las es mit funkelnden Augen. „Verdammter Kerl!" schrie er, und rannte mit erhobenem Stock auf den Küper zu. „Er hat meinen Stock gut bewacht! Ich sehe da mit Erstaunen, daß er ihn hohl bohren und Liebesbriefe an meine Tochter hinein practiciren ließ.

Das soll Er nicht umsonst gethan haben!" — Damit schlug er aus allen Kräften auf den Burschen los; aber der Stock, der den armen Teufel nicht zu hart strafen wollte, trennte sich schon beim dritten Schlage von seinem hohlen Knopfe, den der Zuchtmeister in der Hand behielt.

Ein Zettel ragte daraus hervor. „Aha! wohl ein zweiter Liebesbrief!" sagte Nullmann, und ging damit ans Licht. „Was ist das?" sprach er für sich: „Die Hand meines seligen Vaters!" — Er las den Zettel, und frohes Erstaunen malte sich in seinen Zügen. Schnell fuhr er mit dem Blatt in die Rocktasche, schob es aber so leicht und flüchtig hinein, daß er es im raschen Fortgehen an der Thürschwelle wieder verlor. Nach seinem Abgange hob es der Geschlagene auf, und las es mit stiller Verwunderung, daß Herr Nullmann das wichtige Papier nicht vorsichtiger aufbewahrt hatte.

Bald darauf ward der Küper in die Weinstube gerufen. Man fragte ihn, was für Händel es draußen gegeben habe. Der junge Mensch, über die erlittene Mißhandlung höchlich erbittert, erzählte ohne Rückhalt den ganzen Verlauf, den wir kennen, und verschwieg am Ende auch nicht, daß ein aus dem Stock-

knopf hervor gekommener Zettel dem Rechnungsrath einen vergrabenen Schatz entdeckt und er dieses erfreuliche Blatt im hastigen Enteilen aus der Tasche verloren habe.

Zwanzig Hände griffen begierig nach dem Papiere, das er in der Hand hielt. Einer der Gäste erbot sich, um die ganze Gesellschaft zugleich zu befriedigen, es laut abzulesen, und er las:

„Notandum!

„Mein Gedächtniß ist ein Sieb — ich muß alles, „was nicht durchfallen soll, mit Feder und Tinte „befestigen. Darum zeichne ich hier auf, daß ich „wegen der bisherigen trübseligen Kriegsläufte und „dabei häufig vorfallenden Plünderungen meine ganze „bewegliche Habschaft zu Gelde gemacht, die gelösete, „beiläufig zwanzigtausend Reichsthaler betragende „Summe, in Gold und Staatspapieren, in ein eisernes Kästlein verschlossen und solches in meinem „Garten vergraben habe. Es liegt unter dem gro„ßen Birnbaume, sechs Schritte von der hintern „Gartenthür, die nach dem Entengäßlein hinaus „geht. — Diese Nachricht verberge ich, damit sie „nicht in untreue Hände komme, in den Knopf mei„nes dicken Stockes, den ich mir, anstatt des ver-

„kauften spanischen Rohres mit goldenem Kopf, habe „fertigen lassen, und der so schlechten und ungeschick„ten Ansehens ist, daß wohl keinen Schnapphahn „darnach gelüsten wird.“ — Gott gebe, daß Alles „glücklich ausschlage und das vergrabene Schatzkäst„lein, nach glücklich eingetretenem Frieden, unverletzt „wieder in meiner oder meines liebwerthesten Soh„nes Hände komme!“

„Ambrosius Nullmann,
Hochfürstlicher Commerzienrath.“

Während der Vorlesung erhob sich aus einem fernen dunklen Winkel eine hagere, verkümmerte, dürftig bekleidete Gestalt, trat näher, horchte und schlich dann aus der Weinstube fort.

„Wer ist dieser Mensch?“ fragte man.

„Ein Vagabund und wahrscheinlich ein Bettler,“ sagte der Küper. „Dafür seh' ich ihn an, weil er das Glas Wein, das er jeden Abend hier trinkt, immer mit der kleinsten Scheidemünze, bisweilen sogar mit Kupferdreiern bezahlt. Er gibt sich für einen natürlichen Sohn des Herrn Rechnungsrathes Nullmann aus, der ihn nur bis in sein vierzehntes Lebensjahr nothdürftig ernährt und dann seine Hand ganz von ihm abgezogen habe.“

„Es ist schlimm, daß der liederliche Mensch den Ort erfuhr, wo der Schatz vergraben liegt,“ sagte ein Gast. „Seine Armuth kann ihn verleiten, sich des Kästchens noch in dieser Nacht zu bemächtigen.“

„So schnell gelingt ihm das nicht,“ sagte der Küper. „Er ist hier in der Stadt nicht bekannt und weiß in der Dunkelheit den Garten nicht zu finden. Ich werde morgen so früh als möglich dem Herrn Rechnungsrath den verlorenen Zettel wieder überliefern. Haben Sie nur die Güte, meine Herren, niemand zu sagen, daß ich Sie von der Sache in Kenntniß gesetzt habe.“

Das ward ihm versprochen, und die Gäste gingen heim.

Morgens um sechs Uhr war der Küper schon bei dem jungen Maler, unterrichtete ihn von allen Vorgängen des vorigen Abends und überreichte ihm den Zettel, der die Kunde des Schatzes enthielt. Gustav war bestürzt, daß Augustens Vater den geheimen Briefwechsel entdeckt hatte, beruhigte sich aber bald, siegelte den ihm übergebenen Zettel ein und sandte ihn dem Rechnungsrath durch die Stadtpost ins Haus. Daß dessen natürlicher Sohn genaue Kenntniß von dem Schatze erhalten, fand der Maler sehr bedenklich, weil sich

eine unbefugte Schatzhebung von dem brodlosen Vagabunden allerdings erwarten ließ. Dieser zuvorzukommen, hielt er für Pflicht.

Er ging zum Polizei-Director, trug ihm die Sache vor, und es wurden zwei Polizeisoldaten beordert, sich am Abend mit ihm an der Hinterthür des Nullmannschen Gartens aufzustellen und jede verdächtige Person, die ein- oder ausgehe, zu verhaften.

Abends in der zehnten Stunde kam er mit seinen bewaffneten Begleitern an der Gartenthür an. Sie war geöffnet und nur angelehnt. Im Garten ward gegraben und geschaufelt. Ungewiß, ob der Rechnungsrath oder ein Fremder so arbeite, hielten sie sich still. Endlich sahen sie jemand mit einer Laterne den Garten entlang kommen, und sogleich entstand das dumpfe Geräusch eines Kampfes, das sich aber nach einigen Minuten wieder verlor. Die Soldaten öffneten jetzt die Thür, um zu sehen, ob vielleicht gar ein Mord geschehen sey. Da kamen ihnen zwei Kerl' entgegen, die ein Kästchen trugen und damit entwischen wollten. Es war Nullmanns natürlicher Sohn und sein Gehülfe, ein berüchtigter Gauner. Man bemächtigte sich ihrer und nahm ihnen die Beute ab. Im Garten fand man den Rechnungsrath mit gebundenen Händen und Füßen

und einen Knebel im Munde. Gustav befreite ihn von seinen Banden und übergab ihm das Kästchen. „Haben Sie Dank, mein junger Freund!“ sprach er gerührt. „Sie waren mein Retter! — Besuchen Sie mich morgen früh in meiner Wohnung und erklären mir freimüthig, welche Belohnung Ihnen die angenehmste seyn würde.“

Gustav ging hin, fand ein nettes Frühstück und ward von Augusten mit freundlicher Schüchternheit bedient. Auch er hatte, in Gegenwart des Vaters, keinen Muth, traulich mit ihr zu sprechen. Der alte Herr war aber sehr heiter und zum Scherzen aufgelegt. „Meine alte Sabine,“ hob er an, „sprach einmal, als ich ihr wegen ihrer Aengstlichkeit über eine gemalte Brieftaube einen Verweis gab, den bösen Wunsch aus, daß ich einst die Liebesbriefe an meine Tochter selbst tragen müßte! — Nun, wahrlich, dieser Fluch ist in Erfüllung gegangen! Ich könnte darüber ein billiges Donnerwetterchen losbrechen lassen; ich will aber die Wolken, die sich in meinem Kopfe sammeln, zerstreuen und die heitre Luft des heutigen Tages nicht trüben. Meine Tochter hat mir Ihre Briefe, Herr Wendelin, vollständig ausgeliefert, und ich habe Sie daraus als einen verständigen und gutdenkenden Mann kennen ge-

lernt. Ich würde daher aus Dankbarkeit Ihrer geheimen Verlobung mit Augusten meine väterliche Zustimmung ertheilen, wenn nur Gott wollte, daß Sie Ihrem werthen Namen irgend ein Titelchen beifügen könnten."

„Würde wohl ein Hofmaler Ihnen gnügen?" fragte Gustav.

O ja! das Wörtchen Hof klingt mir sehr lieblich."

„Nun, so habe ich die Ehre, Ihnen meine Ernennung zum Hofmaler zu melden und das darüber empfangene, von Sr. Durchlaucht eigenhändig unterzeichnete Patent zur Ansicht vorzulegen."

„Ist's möglich?" rief der Rechnungsrath, entfaltete das Pergament mit heiliger Ehrfurcht, las es halblaut ab und nur die Worte: „haben den geschickten Künstler, Gustav Wendelin, zu Unserm Hofmaler in Gnaden ernannt" sprach er mit voller Stimme und im feierlichsten Tone. Den Namen des Fürsten drückte er an die Lippen, gab das Patent mit Glückwunsch und Verbeugung zurück und sagte: „Ein Mann, den mein gnädigster Herr solcher Ehre und Gnade würdiget, ist auch mir lieb und werth." — Damit fügte er die Hände der Liebenden zusammen und

segnete ihre Verbindung. Sie umarmten ihn freudig und dankbar.

Der dicke Stock, dessen Postgeschäfte stadt- und landkündig geworden, und den jedermann deshalb kennen zu lernen wünschte, ward in Ruhestand gesetzt und öffentlich nicht mehr gesehen.

VII.

Das Mißverständniß.

Der Bischof Bonifacius sah nach der Uhr, sprang auf und rief seinem Diener: „Geschwind, Joseph, kleide mich an! Es ist hohe Zeit, daß ich Amt halte.“

Joseph eilte nach der Gewandkammer, und brachte den Priesterrock, nebst allem Zubehör, worunter sich ein Paar Beinkleider von schwarzem Sammt befanden. Man schüttle nicht voreilig den Kopf über deren Erwähnung. Sie spielen in unserm Geschichtchen eine bedeutende Rolle; aber mit Anstand. Ueberdem ist es eitel Ziererei und sogar ein Kennzeichen von unreiner Einbildungskraft, wenn jemand sich anstellt, als ob dieses unschuldige Kleidungsstück in ehrbarer Gesellschaft nicht genannt werden dürfe. Dem Reinen ist alles rein. —

Als Bonifacius hinein steigen wollte, bemerkte er an denselben eine aufgerissene Naht. „Ein Paar andere her!" sprach er: „Und diese trag' zu Agath, mit dem Bedeuten, sie säuberlich auszubessern."

Agath hieß der Leibschneider des hochwürdigsten Herrn. Aber Joseph, der erst einige Tage zuvor in bischöfliche Dienste getreten und in der Residenz seines Gebieters ein Fremdling war, kannte den ehrlichen Kleidermacher nicht, und hatte noch gar nichts von ihm gehört. Er wußte hingegen, daß ein Nonnenkloster, welches unweit der bischöflichen Burg lag, den Namen der heiligen Agathe führte. Das fiel ihm sogleich ein; und da er eben kein verschlagener Kopf war, so glaubte er in argloser Einfalt: der Bischof sey gewohnt, die Schäden seiner Kleidungsstücke von den geistlichen Schwestern heilen zu lassen. Er schlug also die Beinkleider in ein Tuch, ging damit ins Kloster, und verlangte die Aebtissin zu sprechen.

Die ehrwürdige Matrone, die irgend einer wichtigen Botschaft in Amtsgeschäften gewärtig war, begab sich sofort ins Sprachzimmer, und ließ den Gesandten vor sich kommen. Er trat herein, machte seinen Kratzfuß und sagte: „Der Herr Bischof läßt Euch schön grüßen, und schickt Euch da einen Patienten, den Ihr in

die Cur nehmen sollt.“ — Damit enthüllte er die Beinkleider, legte sie der Aebtissin in die staunend erhobenen Hände, und lief, weil er eben noch andere dringende Verrichtungen hatte, schnell wieder fort, ehe sie vor Bestürzung ein Wort aufbringen konnte.

Sie warf die Unterkleider (wie man in der anständigsten Sprechart sagt) mit Abscheu auf einen Stuhl, und sprach zu sich selbst: „Welch unerhörtes, schamloses Ansinnen! Der Bischof muß wahnwitzig geworden seyn; oder es erging ihm heute wie dem heiligen Augustinus, der in seinen Bekenntnissen vertraulich zu Gott sagt: Trunkenheit ist zwar fern von mir, aber ein Räuschchen beschlich zuweilen deinen Knecht*).“ — „Allein wäre das auch der Fall,“ fuhr sie fort, „so hat sich doch der heilige Mann gewiß niemals einen so unanständigen Weinscherz erlaubt, wie unser Herr Bischof, der in seinen alten Tagen noch sehr muthwillig ist.“

Nach diesem Selbstgespräche zog sie in Ueberlegung, was bei dem wunderlichen Vorfalle zu thun sey. In der ersten Hitze schoß ihr der wilde Gedanke durch den

*) Ebrietas quidem longe est a me, crapula autem nonnunquam subrepit servo tuo. Confess. c. 31.

Kopf: die schuldlosen Unterkleider mit der Ofengabel anzufassen und ins Feuer zu werfen. Aber voraussehend, daß der Bischof dieses hochnothpeinliche Verfahren übel vermerken werde, stand sie von ihrem Vorhaben sofort wieder ab, und faßte den mildern Entschluß: die Klosterfrauen zu versammeln, ihnen das Ereigniß vorzutragen, und ihre Meynung darüber zu hören.

Mit den gewöhnlichen Glockenschlägen zusammen gerufen, erschienen die Nonnen, und schlossen einen Kreis um ihre Oberin, die das corpus delicti mit einem Tuche bedeckt hatte. „Der Bischof Bonifacius,“ begann sie, „hat uns einen großen Schimpf angethan, indem er uns ein Kleidungsstück, dessen Namen eine züchtige Klosterfrau nicht in den Mund, geschweige denn es selbst in die Hand nimmt, zugesandt hat, damit wir eine daran vorhandene Beschädigung ausbessern sollen.“ — Mit diesen Worten zog sie das Tuch von der Bescherung hinweg. Die Nonnen stießen alle zugleich einen Schrei des Entsetzens aus, und liefen davon.

Die Aebtissin rief mit lauter Stimme die Fliehenden zurück, indem sie ihnen zugleich die Versicherung gab, daß sie das schwarze Ungeheuer wieder verhüllt habe. Gehorsam kehrten sie um, hielten die Hand vor

die Augen, sahen jedoch, um nicht im Gehen zu fallen, durch die Finger, und stellten sich wieder an ihren vorigen Platz. Nun ward Rath gepflogen, wie man sich bei dem seltsamen Verlangen des Bischofs benehmen wolle. Die Mehrzahl der Stimmen, mit Einschluß der Aebtissin, fand es zwar räthlich: den Bischof gegen das Kloster nicht zu erzürnen; aber jede, die dieses Gutachten aussprach, erklärte zugleich, daß sie sich um keinen Preis entschließen würde, ihm durch Ausbesserung seines schadhaften Eigenthums gefällig zu seyn. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen kam die Aebtissin auf den Einfall: einer jungen Novize, Namens Antonie, die man, weil sie noch in der Mitte ihres Probejahrs stand, nicht zur Berathung gezogen hatte, das Geschäft anzutragen.

Antonie war die Tochter eines reichen Mannes, der ein großes bischöfliches Gut in Pacht hatte. Sie liebte einen guten Jüngling; doch leider war er arm, und ihr strenger Vater bestand unerbittlich auf seinem Kopfe, ihr seine Einwilligung zur Heirath mit einem Bettler, wie er sich ausdrückte, zu versagen. Da er sie überdieß, wegen der ihm mißfälligen Liebschaft, hart behandelte, und ihr einen unleidlichen Menschen, der auf seine Geldsäcke pochte, zum Gatten aufdringen

wollte, so entwich sie heimlich und warf sich in des Klosters schützende Arme.

Aber mit einem Fuße stand sie noch in der Welt, und hatte große Lust, auch den andern wieder hinein zu setzen, wenn etwa noch, während ihres Probejahres, ein günstiger Zufall ins Mittel trete, den Starrsinn ihres Vaters zu beugen. Ein so glückliches Ungefähr schien es ihr, als sie vor die Aebtissin gefodert und gefragt wurde: ob sie sich, da sie noch eine halb weltliche Person sey, der von dem Bischof begehrten, aber für vollendete Klosterfrauen unschicklichen Arbeit unterziehen wolle. Nach kurzem Bedenken sagte sie Ja. Welchen geheimen Anschlag ihr Köpfchen dabei schmiedete, das haben wir nicht zu untersuchen: denn Gedanken sind zollfrei.

Die Nonnen lachten und flüsterten einander spöttische Urtheile über Antonien zu, als sie ganz unbefangen die Beinkleider unter den Arm nahm und damit in ihre Zelle ging. Die Arbeit, welche das ganze Kloster in Aufruhr gesetzt hatte, war höchst unbedeutend und in fünf Minuten vollbracht. Aber die fleißige Näherin eilte nicht mit der Uebergabe, sondern zog ihr hinter dem Bett verborgenes Schreibezeug hervor, um während der Zeit, da des Bischofs Nieder=

derkleid (mit Luther zu reden) alle Besuche von ihr verscheuchte, ein Briefchen an ihren Anton zu Stande zu bringen. Sie schrieb mit fliegender Feder, und war eben am Schluß, als sich auf dem Gange vor ihrer Zelle der wohlbekannte schlarfende Schritt der alten Domina vernehmen ließ, und immer näher und näher schlappte. Himmel! sie kommt zu mir! dachte Antonie; und in der Angst nicht wissend, wo sie das Süßbriefchen (**Billet doux**) verstecken sollte, schob sie es in eine Tasche der Beinkleider, und nahm diese wieder vor sich, als ob sie daran noch viel mit der Nadel zu schaffen hätte.

Die Aebtissin trat herein und fragte: „Bist du fertig, mein Kind?“

„Noch nicht ganz, hochwürdige Frau!“ sagte Antonie zitternd.

„Ei, du Faulenzerin!“ rief die Domina, und beugte sich, mit der Brille vor den Augen, auf die Sammthosen hinab. Als sie nun die offen gewesene Naht wieder geschlossen fand, sagte sie lachend: „Du hast wohl im Schlafe genäht, daß du's nicht weißt? Es ist ja gethan, was zu thun war.“

„Die Hauptsache wohl;“ versetzte das erschrockene Mädchen: „es gibt aber noch einige lockere Knöpfe.“

„Wir sind nicht berufen, diese zu befestigen," sprach die Aebtissin. „Wer gar zu dienstfertig ist, dem wird immer mehr aufgebürdet. Sähe der Bischof, daß wir mit Lust und Liebe gearbeitet hätten, so wär' er im Stande, uns seine ganze alte Garderobe zum Ausbessern über den Hals zu schicken."

Mit diesen Worten nahm sie die Unterkleider dem Mädchen vom Schooße, und fuhr damit unter ihren Hausmantel, um sie in ihr Wohngemach zu tragen. Antonie, die ihr Liebesbriefchen nicht entführen und in unrechte Hände kommen lassen wollte, griff wieder nach dem sammtenen Couvert desselben, und sagte: „Erlaubt mir, hochwürdige Frau, daß ich Euch der Mühe überhebe. Ich folge auf dem Fuße nach." Durch dieses höfliche Anerbieten wollte sie sich Gelegenheit verschaffen, das Brieflein unterweges aus seinem Versteck zu ziehen und in ihrem Busen zu verbergen. Die Domina ließ sich aber das Bischofsgut nicht abhöfeln; und als Antonie, unter dem Scheine der Dienstfertigkeit, einige Gewalt brauchte, sagte die alte Dame in einem verdrießlichen Tone: „Ich befehle Dir, laß ab, damit Deine zudringliche Höflichkeit niche in Unhöflichkeit ausarte."

Bestürzt und demüthig zog sich das arme Mädchen

zurück, und die Domina ging mit der schwarzen Beute von dannen.

Am folgenden Tage feierte der Bischof sein Geburtsfest mit einem großen Gastmahle, wozu er Prälaten und Ritter eingeladen hatte. Es ward tüchtig gezecht; denn man saß an einer Bischofstafel, und die hohe Geistlichkeit schwelgte damals nicht wenig. Die Gesellschaft hatte sich eben beim Nachtisch auf die höchste Stufe der Fröhlichkeit hinauf gebechert, als Joseph, der kluge Diener, ein zierliches, mit Blumen gefülltes Körbchen überbrachte, das eben als Geburtstagsgeschenk für den hochwürdigsten Herrn von unbekannter Hand bei dem Thürsteher abgegeben worden war.

Lächelnd besah der Bischof des Körbchens zartes Geflecht, und rief aus: „Hätt' ich doch den Kardinalshut eben so sicher, als dieß Klosterarbeit ist! Seht, Ihr Herren, wie ich bei meinen geistlichen Nachbarinnen in gutem Andenken stehe! — Und das Körbchen ist schwer; es liegt gewiß noch eine erfreuliche Gabe unter der Blumenhülle verborgen."

Er kramte die Blumen heraus, und stieß bald auf einen festen Körper, der in feines, mit Nadeln zusammengestecktes Papier eingeschlagen war. Triumphi=

rend zeigte er das Päckchen der Gesellschaft und foderte sie auf, den Inhalt zu errathen. Die Gäste überboten sich in schmeichelhaften Weissagungen. Jeder prophezeite etwas Schöneres, als sein Vorgänger. Nachdem sie nun sämmtlich des Räthsels Lösung versucht hatten, riß der Bischof den papiernen Mantel ab, und — seine alten Beinkleider fielen ihm in die Hand.

Er erschrack, als hätte er eine Schlange unter Blumen gefunden, und das ungeheuere Gelächter der Tafelrunde ließ ihn lange nicht dazu kommen, den hinter ihm stehenden und mitlachenden Dümmling über die Bewandtniß der Sache zur Rede zu stellen. Als er endlich mit angestrengter Stimme durchdringen konnte, ward das Mißverständniß mit wenigen Worten klar, und der lachende Chor fiel stärker ein als vorher.

In der Frühe des nächsten Tages ließ sich der Bischof ankleiden, um ins Kloster zu fahren und die Dummheit seines Dieners bei der Vorsteherin zu entschuldigen. Er hatte die in Rede stehenden Unterkleider angezogen, weil er durch unverzüglichen Gebrauch derselben dem Kloster gewisser Maaßen eine Ehre zu erzeigen glaubte. Als er reisefertig war und noch in eine Tasche derselben eine Hand voll Geld stecken

wollte, fand er den Platz schon mit einem zusammengebrochenen Blatte Papier besetzt. O, die leichtfertigen Nonnen! dachte er im ersten Augenblicke: Sie haben mir gewiß zum Scherz eine Schneiderrechnung gemacht! — Wie er aber das Blatt aus einander schlug, enthielt es folgenden Brief:

Herzliebster Anton!

Freue Dich, freue Dich! Ein Stern der Hoffnung geht uns auf, daß wir noch ein Paar werden, und dazu wird uns der Bischof Bonifacius, wenn er ein dankbares Gemüth hat, verhelfen: denn ich habe ihm in Züchten und Ehren einen Gefallen gethan. Nun höre, wie das zuging.

Heute Vormittags wurden die Nonnen plötzlich mit der sogenannten Capitelglocke zusammengeläutet. Ich wunderte mich, weil es etwas Ungewöhnliches war; da ich jedoch, dem Himmel sey Dank! noch nicht eingekleidet bin, so dachte ich: was geht's dich an? und blieb ruhig in meiner Klause. Aber nach einer halben Stunde ward auch ich gerufen. Die Aebtissin stand noch im Kreise der Nonnen, wie eine Gluckhenne in der Mitte ihrer Küchlein, und alle machten ein Gesicht, als wäre ihnen ein großes Leid widerfahren.

Und was war's? — Der Bischof — der doch ein alter Spaßvogel seyn muß — hatte den närrischen Einfall gehabt, ein Paar Beinkleider, an welchen eine Naht aufgegangen war, ins Kloster zu schicken, damit sie von einer geistlichen Hand ausgebessert werden sollten. Da war nun Holland in Noth! Alt und Jung fürchteten sich davor, wie ein gebranntes Kind vor dem Feuer. Darum fragte die Domina mich: ob ich, als ein noch halbes Weltkind, die paar Stiche thun wollte. Ich sagte Ja, und dachte in meinem Herzen: der Bischof soll und muß Dir die Arbeit bezahlen.

Aber Geld mag ich nicht; das kannst Du wohl denken. Ich erwarte einen viel schönern Lohn. Der Bischof, den mein Vater wie einen Gott verehrt, soll bei ihm unser Fürsprecher werden und es durchsetzen, daß wir einander je eher je lieber heirathen können. Geh also zu Sr. Hochwürden und sag' ihm frank und frei, daß ich mir diese Gabe von ihm ausbitte. Ich habe sie redlich um ihn verdient: denn was würde sich der alte Herr geärgert haben, wenn ihm die Zieraffen, die Nonnen, sein Kleidungsstück unverbessert und mit einem schnöden Complimente zurückgesandt hätten. Ja, wahrlich! das wäre geschehen, wenn ich mich nicht aus

gutem Herzen ins Mittel geschlagen hätte. Das alles stelle dem Bischof vor, und sag' ihm noch überdieß: er möge mir auch darum wieder aus dem Kloster heraus helfen, weil ich weltlich gesinntes Wesen darin nichts nütze sey. —

Zieh Deinen besten grünen Rock an, lieber Anton, wenn Du zum Bischof gehst, und versäume keinen Augenblick, das warme Eisen zu schmieden.

Treu bis in den Tod

Deine Antonie.

Der Bischof lachte herzlich über diesen Brief und beschloß sogleich, des Mädchens Wunsch zu erfüllen. Er fuhr ins Kloster, entschuldigte das possierliche Mißverständniß bei der Aebtissin, und verlangte dann Antonien unter vier Augen zu sprechen.

Zagend und erröthend erschien sie. Bonifacius, der dem Frauengeschlechte nicht abhold war, fand sie schöner, als er sich vorgestellt hatte. Dadurch vollends bestochen, sprach er sehr freundlich mit ihr und bedankte sich für ihre Dienstfertigkeit. Daraus ward ihr klar, daß er ihren offenherzigen und etwas muthwilligen Brief gelesen hatte. Ihr war nicht anders, als

müßte sie vor Scham in die Erde sinken. Bonifacius gab ihr aber den Trost, daß er Scherz verstehe und kein ihn betreffendes Wort ihres Briefes übel genommen habe. Damit stellte er ihr das Angstblatt wieder zu, und erklärte zugleich: die Absendung an die Behörde sey nun nicht nöthig, indem er, ohne weiteres Gesuch, ihre Herzensangelegenheit bei ihrem Vater bestens besorgen werde. Mit dieser Zusicherung entließ er sie, und in den nächsten Tagen hielt er sein Wort.

Der Vater war Anfangs, als ihm Bonifacius die Sache vortrug, sehr verdrießlich, und hätte gern getobt und geflucht; aber seine Verehrung gegen den hohen Vermittler legte ihm Zaum und Gebiß an. Er gab den Vorstellungen, die ihm gethan wurden, ruhig Gehör: er gestand sogar, daß Anton ein braver Bursch und geschickter Jäger sey; kurz, er hatte nur das Einzige gegen ihn einzuwenden, daß er noch kein Brod habe. „Dafür will ich sorgen," sprach der Bischof. „Einer meiner Freunde hat eben einen ansehnlichen Forstdienst zu vergeben und wird mir ihn für Euren künftigen Eidam nicht versagen."

Vier Wochen darauf erhielt Anton die ihm ausgewirkte Bestallung als Förster, bezog seine freundliche

Dienstwohnung, machte Hochzeit mit Antonien, und beide fühlten sich in ihrer Ehe so glücklich, daß sie noch oft, als sie schon Großeltern waren, sagten: „Nie hat wohl, so lange die Welt steht, eine geringfügige Dienstwilligkeit so schöne Zinsen getragen.“

BIBLIOTHEK * STADT * AUGSBURG

Dienstwohnung, machte Hochzeit mit Antonien, und beide fühlten sich in ihrer Ehe so glücklich, daß sie noch oft, als sie schon Großeltern waren, sagten: „Wie hat wohl, so lange die Welt steht, eine geringfügige Dienstwilligkeit so schöne Zinsen getragen."

8° L. D.

Langbein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 10

Stuttgart 1837

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4110 -15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11260881-1